

Lehre und Wehre.

Jahrgang 41. September und October 1895. No. 9. u. 10.

Die Lehre von der Rechtfertigung nach der Apologie.

VI.

(Schluß.)

In der vorigen Nummer dieser Zeitschrift haben wir gezeigt, daß der Glaube als Tugend oder That des Menschen betrachtet und abgesehen von dem, was er in seinem Correlate besitzt, keinerlei, auch keine theilweise rechtfertigende Würde und Kraft hat. Daraus folgt nun, daß auch der Glaube als bewegend, das Urtheil der Rechtfertigung in Gottes Herzen zu Stande bringende Ursache in der Rechtfertigung nicht in Betracht kommt. Der Glaube ist eben keine dem Verdienste Christi und der Gnade Gottes nebengeordnete Größe, welche Gott zur Freisprechung des Sünders bestimmt, oder bestimmen kann, auch nicht theilweise, complete oder minus principaliter. Wäre die Rechtfertigung die Wirkung der Gnade, des Verdienstes Christi und des Glaubens im Sinne dreier verschiedener bewegender Ursachen, so könnte man auch von einer Rechtfertigung allein aus Gnaden, allein um Christi willen, allein durch den Glauben nicht reden. Man hätte ja in jeder Aussage integrierende Ursachen weggelassen, ohne deren Wirksamkeit das Resultat, die Rechtfertigung, nicht eintreten könnte. Die Wagschaale im göttlichen Gerichte müßte in diesem Fall nicht bloß so weit zu unsern Gunsten sinken, als sie das theure Blut Christi zu senken vermag, sondern auch noch um so viele Haarbreit tiefer, als das Gewicht des als Tugend oder Werk betrachteten Glaubens an dem Zünglein der Wage göttlicher Gerechtigkeit anzeigen und dem des Verdienstes Christi hinzufügen würde.

Nun ist es aber falsch und gottlos zugleich (denn es kann nur geschehen zu Schmach dem Leiden und Verdienste Christi, 39, 3), wenn man den Glauben hinstellt als das Complementum, welches das Verdienste Christi und die Gnade Gottes zur Rechtfertigung erst vollwerthig macht und so gleichsam die durch Christi Verdienste und die göttliche Gnade geschaffene Möglichkeit der Rechtfertigung erst zur Wirklichkeit erhebt. Die Apologie läßt darum das Urtheil der göttlichen Freisprechung in keiner Weise und in

keinem Maße, weder zum Ganzen, noch zum Halben, noch zum allergeringsten Theil, veranlaßt und verursacht sein durch das, was der Glaube in sich selber ist, sondern einzig und allein durch das, was er aus der Hand Gottes, dem Evangelio, empfangen hat. Und das Evangelium fordert den Glauben, nicht weil wir das, was noch nöthig wäre, um Gott zur Rechtfertigung zu bewegen, mit dem Glauben leisten könnten und sollten, sondern „dieweil wir untüchtige Knechte sind und nicht Verdienst haben“. 145, 215.

Der Glaube schenkt nicht, er läßt sich schenken; er macht die Rechtfertigung nicht, er nimmt sie nur. Das gilt als Axiom in der Apologie. „Denn der Glaub — so heißt es 96, 49 — ist ein solcher Gottesdienst und latria, da ich mir schenken und geben lasse. Die Gerechtigkeit aber des Gesetzes ist ein solcher Gottesdienst, der da Gott anbeutet unser Werke. So will Gott nu durch den Glauben also geehret sein, daß wir von ihm empfahen, was er verheißet und anbeutet.“ Ferner heißt es 95, 48: „Der Glaub ist, daß sich mein Herz desselbigen Schazes annimmt, und ist nicht mein Thun, nicht mein Schenken noch Geben, nicht mein Werk oder Bereiten, sondern daß ein Herz sich deß tröstet und ganz darauf verläßset, daß Gott uns schenkt, uns gibt, und wir ihm nicht, daß er uns mit allem Schaz der Gnaden in Christo überschüttet.“ Ferner 95, 45: „Aber die göttliche Zusage die beutet uns an, als denjenigen, die von der Sünde und Tode überwältigt sind, Hülfe, Gnad und Veröhnung um Christus willen, welche Gnad niemand's mit Werken fassen kann, sondern allein durch den Glauben an Christum. Derselbe Glaub bringet noch schenket Gott dem HErrn kein Werk, kein eigen Verdienst, sondern bauet bloß auf lauter Gnad und weiß sich nichts zu trösten noch zu verlassen, denn allein auf Barmherzigkeit, die verheißten ist in Christo.“ 108, 114. 103, 86.

Anders freilich stünde die Sache, wenn die Verheißung des Evangelii eine bedingte wäre, und Gott die Leistung des Glaubens als die vom Menschen zu erfüllende Bedingung gesetzt hätte, unter welcher er die Freisprechung desselben erfolgen lassen werde. Dann käme der Glaube als Leistung des Menschen und somit als bewegende Ursache der Rechtfertigung in Betracht und um die Rechtfertigung allein aus Gnaden wäre es geschehen. Dann würde der Mensch etwa zum größeren Theil gerecht in Folge der Gnade und des Verdienstes Christi, zum geringeren Theil aber doch auch in Folge des rechten Verhaltens von Seiten des Menschen durch Leistung des geforderten Glaubens. Dann müßte zum rechtfertigenden Werke Christi thatsächlich wenigstens ein Werk des Menschen, nämlich das des Glaubens, hinzugerechnet werden, um es vor Gott gültig zu machen. Auch abgesehen von seinem Objecte gebührte dann dem Glauben wenigstens das Verdienst, das noch schwankende Urtheil der Rechtfertigung in Gott zum völligen Durchbruch verholfen und somit, wenn auch nicht ganz, so doch theilweise, verursacht zu haben.

Da nun aber nach der Apologie die göttliche Verheißung eben darum eine gewisse ist, weil sie in keiner Weise eine bedingte, sondern *gratuita promissio* ist und nicht erst nach einer zu erfüllenden Bedingung in Kraft tritt, so ist auch die Anschauung, welche den Glauben auch abgesehen von seinem Correlate wenigstens als theilweise bewegende Ursache der Rechtfertigung betrachtet, falsch. Die Apologie schreibt: "*Promissio non habet conditionem meritorum nostrorum, sed gratis offert remissionem peccatorum et justificationem.*" Die Verheißung lautet nicht also, durch Christum habt ihr Gnade, Heil *xc.*, wo ihr's verdienet, sondern lauter aus Gnade beut er an Vergebung der Sünde. So sich nu die Verheißung gründet auf unsern Verdienst und auf das Gesetz, so folget, dieweil wir das Gesetz nicht halten können, daß die Verheißung vergeblich wäre." 94, 40—42. „Derhalben muß die Gerechtigkeit durch den Glauben kommen, auf daß sie sei aus Gnaden, und die Verheißung fest bleibe. Denn so unser Heil und Gerechtigkeit auf unserm Verdienst stünde, so wäre die Verheißung Gottes immer noch ungewiß und wäre uns unnütz; denn wir können nimmer deß gewiß sein, wenn wir genug verdienet hätten." 102, 84. „Die Verheißung wird durch den Glauben empfangen; daß sie aber ohne Verdienst Gnade anbeut, da gehet all unser Würdigkeit und Verdienst unter und zu Boden, und wird gepreiset die große Gnade und Barmherzigkeit." 96, 53.

Als bewegende Ursache, sei es als dominirende Hauptursache, *causa impulsiva principalis*, oder als unter- und nebengeordnete Ursache, *causa impulsiva minus principalis*, rechtfertigt sonach der Glaube nicht, sondern als Mittel und Werkzeug, welches die angebotene Gnade ergreift. In der Rechtfertigung handelt es sich eben nicht um des Menschen Geben und Gottes Nehmen, sondern um Gottes Geben und des Menschen Nehmen. Und der Glaube rechtfertigt eben darum, weil er sich die vorhandene, von Christo längst erworbene und im Worte frei und umsonst dargebotene Vergebung oder Rechtfertigung aneignet. Wie die Hand des Bettlers das Geschenk nicht erst macht, sondern die schon vorhandene und dargebotene Gabe nur nimmt, so ist auch der Glaube eben dazu und darum nöthig, nicht damit er die Rechtfertigung erst erwirke und zu Stande bringe, sondern damit er dieselbe empfangen. Empfangen aber kann der Mensch die Vergebung nicht, sein Herz sei denn dabei und nehme durch den Glauben, was Gott in der Verheißung schenkt. Wie darum auf Gottes Seite die Verheißung des Evangelii das *ἔργον δοτιζόν* ist, so auf Seiten des Menschen das *ἔργον ληπτίζόν* der Glaube. Nach der Apologie ist der Glaube dasjenige, „wo- durch“, „womit“ der Mensch die Verheißung faßt. 108, 113. Per fidem, fide, durch den Glauben werden wir vor Gott gerecht. 113, 26. Damit ist die Bedeutung und Stellung des Glaubens in der Rechtfertigung bestimmt.

Kommt nun nach der Apologie die Rechtfertigung nicht erst durch den Glauben als Wirkung desselben zu Stande, so dürfen wir uns auch das

göttliche Urtheil der Rechtfertigung nicht als auf den Glauben erst folgend und den Glauben als der Absolution und Rechtfertigung vorausgehend denken. Die Rechtfertigung ist eben kein Ding, das durch den Glauben als Ursache derselben producirt würde, sondern ein von Gott dargebotenes Gut, welches vom Glauben ergriffen wird. Es gibt wohl eine Rechtfertigung, welche im Worte dargeboten wird, Glauben fordert und vom Glauben ergriffen wird; aber eine Rechtfertigung und Absolution, welche erst durch den Glauben als Wirkung desselben zu Stande kommt und somit auf den Glauben folgt, gibt es nicht, — kann es nicht geben. Das geht unwidersprechlich aus dem Begriffe des Glaubens selber hervor, der nach der Apologie wesentlich das feste Vertrauen des Herzens ist, daß Gott laut seiner Verheißung im Worte dem Sünder schon vergeben hat und uns der Vater um des Mittlers Christi willen bereits gnädig ist. 128, 117. *Fides statuit nobis Deum placatum esse propter Christum.* 123, 96. 95, 45. 48. Der Glaub siehet auf Gottes Verheißung und ist die Gewißheit, da das Herz gewiß drauß stehet, daß Gott gnädig ist, daß Christus nicht umsonst gestorben sei. Wer aber noch wanket oder zweifelt, ob ihm die Sünden vergeben sein, der vertrauet Gott nicht und verzaget an Christo, denn er hält seine Sünde für größer und stärker, denn den Tod und Blut Christi. 113, 27. 28. 108, 113. *Sic igitur docemus hominem justificari, quum conscientia, territa praedicatione poenitentiae, erigitur et credit se habere Deum placatum propter Christum.* 138, 171. Hieraus folgt, daß dieser Glaube der Apologie nimmer rechtfertigen könnte, wenn nicht Gott schon vor dem Glauben versöhnt und der Mensch schon vor dem Glauben von Gott im Worte begnadigt, absolvirt und gerechtfertigt wäre. Müßten wir uns das göttliche Urtheil der Rechtfertigung als die aus dem Acte des Glaubens resultirende und die demselben erst folgende Wirkung denken, so wäre der Glaube, den die Apologie lehrt, in Wirklichkeit Selbstbetrug, denn er nähme etwas als schon vorhanden und wirklich an, was doch erst durch den Glauben selber gesetzt würde. Glauben, annehmen, ergreifen, zu eigen machen aber kann man nicht etwas, was erst durch das Glauben und Ergreifen entstehen soll. Folgt darum die Rechtfertigung erst auf den Glauben, als Wirkung desselben, so könnte man auch nicht sagen: Der Glaube ergreift die Rechtfertigung, 40, VI, 2. 123, 96, sondern nur: Der Glaube verdient, oder erwirkt, oder bringt die Rechtfertigung erst zu Stande.

Ja, so wenig ist das Urtheil der Rechtfertigung oder der Absolution als eine Folge des Glaubens anzusehen, daß vielmehr der Glaube eine Folge der Rechtfertigungsgrnade ist. Denn eben das Wort des Evangeliums, welches den Sünder rechtfertigt, oder ihm die Vergebung seiner Sünden anbietet, wirkt den Glauben im Herzen des Menschen. Die Kunde von der göttlichen Vergebung ist zugleich auch die glaubensschaffende Kraft im Menschen. In natürlichen Dingen ist das möglich und oft wirklich, daß

sich die Hand des Nehmers mit der des Gebers zu gleicher Zeit erhebt, ja, daß die Hand des Bettlers längst erhoben und ausgestreckt ist, ehe der Geber sich geneigt und seine Hand sich geöffnet zeigt. Im Geistlichen aber ist das anders, denn da muß die göttliche Gabe selber immer erst die Willigkeit zu nehmen im Menschen schaffen. Das Urtheil des Glaubens: „Mir sind meine Sünden vergeben“ geht darum dem göttlichen Urtheil: „Dir sind deine Sünden vergeben“ nicht etwa voraus, sondern folgt demselben, ja, ist durch das göttliche Urtheil im Evangelio erst möglich gemacht. Denn gerade dem Evangelio von seiner Vergebung der Sünden hat Gott die Kraft verliehen, daß es ins Herz des Menschen eindringt und das gläubige: „Mir sind meine Sünden vergeben“ hervorlockt. *Fides concipitur ex evangelio seu absolutione.* 41, XII, 5. 172, 39. Und die Sacramente sind Zeichen und Zeugniß göttlichen Willens gegen uns, unsern Glauben dadurch zu erwecken und zu stärken. 41, XIII, 1.

Daß nach der Apologie das Urtheil der Rechtfertigung weder als zeitliches noch als begriffliches *posterius* des Glaubens zu denken ist, geht auch aus ihrem Rechtfertigungsbegriffe hervor. Rechtfertigung ist ihr die Zurechnung nicht eigener Verdienste des Menschen, sondern *imputatio alienae justitiae*, videlicet Christi, quae aliena justitia communicatur nobis per fidem. 139, 185. Wir werden gerecht, so Gott uns für gerecht schätzt durch seine Barmherzigkeit. 186, 11. *Justificatio* ist nichts anders als *remissio peccatorum*. 135, 169. *Justificare* significat *reum absolvere et pronuntiare justum*. 139, 185. Zur Rechtfertigung ist Vergebung der Sünden vonnöthen. 100, 75. Ja, Vergebung der Sünden erlangen und haben, dasselbige heißt für Gott gerecht und fromm werden, 100, 76, und Gerechtigkeit erlangen, heißt so viel, als Vergebung der Sünden erlangen. 39, 1. 40, 2. Wie nun das Evangelium die Verheißung von der Vergebung der Sünden ist, so auch die von der Rechtfertigung. Evangelium ist wesentlich Rechtfertigungsbotschaft. Evangelium proprie est *promissio remissionis peccatorum et justificationis* propter Christum et praedicat *justitiam fidei in Christum*. 94, 43. 44. 138, 171. 119, 46. 177, 61. Der Apologie ist Rechtfertigung somit göttliche Verheißung und Zusage, und zwar nicht in dem Sinne, daß Gott unter gewissen Bedingungen rechtfertigen wolle, sondern so, daß die Verheißung selber die Rechtfertigung ist. *Reconciliatio seu justificatio est res promissa propter Christum, non propter legem*. 119, 61. *Justificatio tantum est res gratis promissa propter Christum, quare sola fide semper coram Deo accipitur*. 123, 96. 178, 63. In demselben Sinne wie die Vergebung der Sünden, so wird auch die Rechtfertigung vom Glauben ergriffen. Nam *remissio peccatorum et justificatio fide apprehenditur*. 40, 2. So folgt allerdings, daß das rechtfertigende Urtheil Gottes immer als das logische *prius* des Glaubens zu denken ist.

Obwohl nun die Rechtfertigung der Apologie kein physischer oder

medizinaler Act, keine *infusio justitiae* ist, sondern eine richterliche Handlung, in der Gott als höchster Richter das Urtheil der Absolution über den Sünder spricht, so hütet sich doch die Apologie, das Analoge falsch auszudeuten und für das Identische zu setzen. Nicht in jeder Beziehung ist ihr darum die Rechtfertigung einer weltlichen Gerichtshandlung ähnlich. Die Anschauung, welche sich die Rechtfertigung vorstellt als Act, „in quo homines velut coram tribunali divino sistantur et cognita causa lataque sententia absolvantur“ ist nicht die der Apologie. 139, 184—186. Nach derselben dürfen wir uns den Vorgang der Rechtfertigung nicht so denken, daß Christus die Gerechtigkeit erworben habe, der Glaube sie ergreife und Gott vorhalte und so den zornigen Gott umstimme, daß er ein gnädiger Vater werde und dem Sünder nun das Urtheil der Vergebung spreche. Mit der Annahme der Sühne Christi von Seiten des Vaters ist vielmehr die Rechtfertigung selber schon gesetzt. Und das Evangelium ist ja nichts anderes, als die Verkündigung der Rechtfertigung, daß nämlich Gott der Vater die Sühne Christi an unserer Statt angenommen und uns freigesprochen habe. 138, 171. 319, 46. Das Urtheil des Vaters ist darum dem Sünder nicht erst noch günstig zu stimmen. Er ist ja längst durch Christum versöhnt und dem Sünder a priori geneigt und zugethan. Bloß darum handelt es sich noch, daß sich der Mensch versöhnen läßt mit Gott und Gottes Vergebung und Rechtfertigung im Glauben annimmt.

Jedoch nicht bloß sofern die Rechtfertigung von Gott ausgeht und als sein Gnadenurtheil im Evangelio dem Sünder kund wird und Glauben fordert und hervorruft, sondern auch sofern der Mensch durch dieselbe wirklich gerecht, zu einem Gerechten wird und Vergebung der Sünden hat, indem er sich durch den Glauben die dargebotene Vergebung und Rechtfertigung zueignet, wird dieselbe von der Apologie betrachtet. Obwohl sie sich das Urtheil der göttlichen Freisprechung als dem Glauben vorausgehend und Glauben fordernd und wirkend denkt, so ist ihr doch niemand ein *justus*, er sei denn befehrt, neugeboren und gläubig. Das freilich nicht darum, weil durch Buße, Befehrung, Wiedergeburt und Glaube jene Beschaffenheit im Menschen hervorgerufen werde, welche vor Gott als Gerechtigkeit gelte, sondern weil nur so der Mensch Christi Gerechtigkeit erfährt und sich zu Nütze macht. 102, 82. 108, 117. Redet man nun von der Rechtfertigung sofern sie von Gott ausgeht und ein *justum pronuntiari seu reputari* ist, so ist sie auch — wie wir gezeigt haben — *natura* dem Glauben als dessen Ursache und Object als vorausgehend zu denken, denn menschliches Glauben hat immer göttliches Vergeben und Rechtfertigen zur Voraussetzung. Wird dagegen die Rechtfertigung gefaßt als das wirkliche Heilig-, Gerecht- und Frommwerden, als das „*ex injusto justum effici seu regenerari*“, so ist der Glaube, wenn gleich nicht zeitlich, so doch *natura* dem Gerechtssein als vorausgehend zu denken. In der Apologie heißt es hiervon 100, 72. 78: *Sola fides ex injusto justum efficit, hoc*

est, *accipit remissionem peccatorum*. . . . Igitur sola fide justificamur, *intelligendo justificationem, ex injusto justum effici seu regenerari*.

Dem entsprechen nun auch in unserm Bekenntniß die die Rechtfertigung betreffenden phrases loquendi, wenn es in demselben z. B. nicht bloß heißt: Durch den Glauben (*fide, per fidem*) werden wir gerecht, sondern auch: Der Glaube rechtfertigt, oder: Den Glauben will Gott für Gerechtigkeit halten, oder: *Fides est ipsa justitia, qua coram Deo justi reputamur*, oder: Gott rechtfertigt die Gläubigen, oder: Wir werden gerecht um des Glaubens willen, oder: Wir haben einen gnädigen Gott, so wir glauben. 39, 3. 103, 86. 100, 71. 528, 9. 529, 10. 612, 13—15. So redet unser Bekenntniß vom Glauben um der Güter willen, die er hat, und ohne welche er nichts gibt und überhaupt nicht sein kann. Denn losgelöst von seinem Correlate, der verheißenen Vergebung um Christi willen, ist der Glaube ein unvollziehbarer Begriff und in der Wirklichkeit auch nirgends vorhanden. In signo rationis kann man ja freilich unterscheiden zwischen Act und Object des Glaubens, läßt aber in der Wirklichkeit der Glaube die Verheißung von der Vergebung der Sünden um Christi willen fahren, so hat er nicht etwa bloß den Boden unter den Füßen verloren, während er selbst, wenn gleich in der Luft schwebend, noch geblieben wäre, sondern mit seinem Objecte ist der Glaube selber verschwunden. Ohne die im Worte dargebotene Vergebung und Rechtfertigung ist Vorstellung, Entstehung und Bestehen des Glaubens unmöglich. Ganz und gar vom Worte göttlicher Vergebung abhängig, identificirt sich deshalb auch der Glaube völlig mit der angebotenen Gnade. Und wir sagen darum mit Recht: Der Glaube ist unsere Gerechtigkeit *zc.* und denken dabei an das, was der Glaube im Blute Christi als vollgültige Zahlung für unsere Sünden hat. 139, 186.

Durch den Glauben, *fide, sola fide*, — das ist und bleibt somit auch das eigentliche Stichwort im Artikel von der Rechtfertigung. Es gibt nur eine Rechtfertigung durch den Glauben, eine Rechtfertigung, welche Glauben fordert, Glauben wirkt und einzig und allein durch den Glauben angeeignet wird. Die Aufgabe, welche sich der vierte Artikel, ja, die ganze Apologie gestellt und Melancthon so glänzend gelöst hat: Beweisen, daß der Glaube rechtfertigt und sonst nichts, — das ist ein richtig gestecktes Ziel. Mit der Aussage: Allein durch den Glauben werden wir vor Gott heilig, gerecht und fromm, bezeichnen und markiren wir gerade den Moment, da das göttliche Geben und das menschliche Nehmen zusammenfällt und sich die Gebehand Gottes berührt mit der Nehmehand des Menschen, da das göttliche Schenken zum menschlichen Haben und Besitzen und Genießen wird; gerade den Moment, da es beides vom Himmel schallt und im Herzen und Gewissen des Sünders wiederhallt: Dir sind deine Sünden vergeben, du bist gerecht; gerade den Moment, da das göttliche Ausschütten seiner Gnade und Vergebung im Worte kein Verschütten über das im Un-

glauben kalte und festverschlossene Sünderherz ist, sondern zu einem Einschütten des himmlischen Trostes der Vergebung der Sünden in das lechzende und durch den Glauben weit geöffnete und heilsbegierige Herz des Sünders wird.

„Diese unsere Lehre — so urtheilen wir mit der Apologie, ihre ganze Ausführung der Lehre von der Rechtfertigung betreffend, und schließen damit zugleich unsere Arbeit ab — diese unsere Lehre ist je klar; sie läßt sich auch wohl am Licht sehen und gegen die heilige Schrift halten, und ist auch hie klar und richtig fürgetragen; wer ihm will sagen lassen und die Wahrheit nicht wissentlich verleugnen.“ 119, 64. F. B.

„Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments.“

Dr. August Köhler, Professor in Erlangen, veröffentlichte im Novemberheft des vorigen Jahrgangs der „Neuen Kirchlichen Zeitschrift“ einen Aufsatz, betitelt: „Zur Kritik des Alten Testaments.“ Derselbe hat in deutschen landeskirchlichen Kreisen ziemlich Rumor gemacht, hat, wie Köhler selber bemerkt, „die Theilnahme weiterer Kreise gewonnen und theils Zustimmung, theils und noch häufiger schroffe, sogar ‚entrüstete‘ Verurtheilung gefunden“. So sah der Verfasser sich bewogen, ihn in einer Separatausgabe erscheinen zu lassen und einen Anhang „Zur Vertheidigung“ anzufügen. Dem Ganzen gab er den Titel: „Ueber Berechtigung der Kritik des Alten Testaments.“ Köhler gilt zur Zeit, seit dem Tod Reils und Delitzschens, als der namhafteste alttestamentliche Exeget positiver Richtung. Und so nehmen wir in unserer theologischen Zeitschrift von diesem neuesten Stadium der „positiven“ Kritik des Alten Testaments billig Notiz. Wir können uns hier unmöglich auf die vielen einzelnen Details einlassen, welche Köhler berührt hat und in einem 68 Seiten umfassenden Schriftchen nur flüchtig berühren konnte. Wir wollen nur den Hauptpunkt und Hauptgrund ins Auge fassen, auf welchen in der vorliegenden Broschüre die Berechtigung der Kritik des Alten Testaments zurückgeführt wird.

Köhler nimmt zur Schrift des Alten Testaments eine freie Stellung ein. Was den Pentateuch anlangt, auf den er sonderlich Rücksicht nimmt, so verlegt er die Abfassung desselben mit den meisten neueren Kritikern in die nachmosaische Zeit und läßt ihn auch aus verschiedenen Quellschriften zusammengesetzt sein. Nur einen Theil der gesetzlichen Partien schreibt er Mose als Autor zu. Während er in seinem „Lehrbuch der Biblischen Geschichte Alten Testaments“ die alttestamentliche Geschichte, auch die im Pentateuch enthaltene, fast durchweg als wirkliche Geschichte, als geschichtliche Wahrheit vorführt, beanstandet er in seiner letzten Schrift die Geschichtlichkeit der biblischen Erzählungen von der Schöpfung, von dem Sündenfall,

von der Sintfluth, von den Großthaten Gottes während der Wüstenwanderung. Er findet in den alttestamentlichen Geschichtsbüchern Ungenauigkeiten, Irrthümer, Widersprüche aller Art, auch heidnisch-mythologische Vorstellungen. Er meint, daß die alttestamentlichen Schriften ebenso entstanden seien, wie andere Schriften auch, er leugnet, daß Gott den Männern, von denen diese Schriften verfaßt sind, das mitgetheilt habe, was sie schreiben sollten und geschrieben haben, und bekämpft nachdrücklich die alte kirchliche Inspirationslehre. Was Röhler bestimmt, sich „so weit von den traditionellen synagogalen und kirchlichen Anschauungen zu entfernen“, darüber äußert er selbst im „Vorwort“ folgendermaßen:

Die Kirche kann bei dem heutigen Stande der wissenschaftlichen Untersuchung der Frage nach der Berechtigung der Kritik nicht mehr länger aus dem Wege gehen, wenn sie sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, das mit größerer oder geringerer Kunst ausgebaute System stehe ihr über der geschichtlichen Wahrheit. Verschleierungen der kritischen Probleme nützen nichts, sondern richten nur Schaden an. Denn sie erregen den nicht ganz unberechtigten Verdacht, als habe man nicht den Muth und die sittliche Kraft, der geschichtlichen Wahrheit ins Angesicht zu sehen.

Also „die geschichtliche Wahrheit“ ist das Interesse, welches Röhler mit seiner Kritik und mit seiner Vertheidigung der Kritik verfißt: Gewiß ein löbliches Interesse. Denn wer wollte zu einem theologischen System Vertrauen fassen, welches der geschichtlichen Wahrheit und Wirklichkeit widerstreitet? Dann aber ist es sicher nur recht und billig, daß wir eben diesen Maßstab an seine eigenen Aufstellungen anlegen. Und so wollen wir etliche Ergebnisse der Röhlerschen Kritik auf ihre „geschichtliche Wahrheit“ hin etwas näher besehen.

Nach welcher Norm unser Kritiker zunächst die geschichtliche Wahrheit der Wundererzählungen der Bibel bemißt, erhellt z. B. aus seinem Urtheil über den biblischen Bericht von der Sintfluth, S. 15:

Nun ist zwar bei Gott kein Ding unmöglich (Gen. 18, 14. Luc. 1, 37.), aber es bedürfte doch der kühnsten Hülfsypothesen, um zu begreifen, wie nach dem biblischen Sintfluthberichte Süß- und Salzwasserfische in derselben Fluth ein Jahr lang ausdauern konnten, oder wie der Arche durch ihr einziges allerdings als ringsumgehend zu denkendes, eine Elle hohes Fenster das nöthige Licht und die nöthige Luft für alle ihre Insassen zugeführt werden konnte, oder wie Thiere des Polarkreises und der heißen Zone, wie Eisbär und anthropomorphe Affen, in derselben Temperatur der Arche aushalten konnten, oder wie Noah mit seinen sieben Familiengliedern im Stande war, den Thieren, welche nach 6, 21. auch in der Arche auf Nahrungsaufnahme angewiesen waren, die in ihrer freiwilligen Gefangenschaft nothwendige Pflege angedeihen zu lassen, woher er die Kenntniß der Bedürfnisse jeder einzelnen Thierart entnahm, woher er die Zeit und die Kraft gewann, um ihnen fortwährend das erforderliche Futter und Wasser in ihre Zellen zu bringen und diesen ein ganzes Jahr hindurch die nöthige Reinigung angedeihen zu lassen, wie er das Bedürfniß der Carnivoren nach frischem Fleische zu befriedigen vermochte, und anderes mehr.

Und S. 26 lesen wir:

Die Einzelheiten der Erzählung sind vielfach so unbegreiflich, daß es auch abgesehen von der Verschiedenheit der Quellenströmung, aus der die jetzige Erzählung hervorgegangen, in hohem Grade schwierig ist, sie als treue Wiedergabe des geschichtlichen Vorgangs zu begreifen.

Hier wird also auf echt rationalistische Weise mit der „Unbegreiflichkeit“ gegen das Zeugniß von den Wunderthaten des allmächtigen Gottes operirt. Die Sintfluth erscheint in der Schrift als ein Eingriff des lebendigen Gottes in den Bestand der Welt, in den gewöhnlichen Lauf der Dinge, also als ein Wunder, das heißt als ein Ding, das sich mit dem hausbackenen Menschenverstand nicht begreifen und aus den bekannten Gesetzen der Natur nicht erklären läßt. Soll dieser Maßstab gelten, daß das Ding sich nicht begreifen läßt, so fallen alle Wunder der Bibel, so fällt auch das größte Wunder, die Auferstehung Christi, dahin. Dann ist das ganze Christenthum vor dem Forum „der geschichtlichen Wahrheit“ gerichtet und verurtheilt. Die unbegreiflichen Dinge, die in den Tagen Noahs geschehen, z. B. daß Gott die Thiere in der Arche eventuell auch ohne Licht, in ungewohnter Temperatur, durch ungewohnte Speise am Leben erhalten hat, sind doch wahrlich nicht unbegreiflicher, als daß die Todten auferstehen. Uebrigens geräth Köhler hier in Conflict mit sich selbst. Er erkennt, um dies gleich im Voraus zu bemerken, die göttliche Autorität Jesu an. Jesus aber sagt von einer Fluth, die alle Menschen auf Erden umgebracht hat, Matth. 24, 38. 39. Luc. 17, 26. 27. Eine solche gewaltige Fluth bereitet aber schon allein für sich, von Nebenumständen abgesehen, unserm Begreifen genug Schwierigkeiten. Und indem der Herr nicht nur im Allgemeinen an die Sintfluth, sondern auch an den Eingang Noahs in die Arche erinnert, verweist er offenbar auf den allen Juden wohl bekannten Bericht der Genesis, Cap. 6—8, und drückt demselben also sein Siegel auf.

Wir erkennen auf Grund der Schrift und der Erfahrung eine Geschichte und eine geschichtliche Wirklichkeit an, in welcher der große Gott, der Schöpfer aller Dinge, der mit seinen Creaturen machen kann, was er will, einen Platz hat. Wer eine solche Geschichte desavouirt, von dem nehmen wir nicht den Vorwurf der Ungeschicklichkeit hin, sondern mit dem rechten wir um den Glauben an den lebendigen Gott.

Aber es gibt auch geschichtliche Facta, es gibt Thatsachen, die Jedem, der gesunde Sinne hat, auch ohne daß man Glauben von ihm fordert, zur Evidenz gebracht werden können. Und etliche solche unumstößliche Data möchten wir unserm Apologeten „der geschichtlichen Wahrheit“ recht nahe unter die Augen rücken.

Köhler will allerdings, wie schon bemerkt, die Autorität Jesu aufrecht halten, meint aber, daß Jesus über kritische Fragen, wie über die Entstehung der alttestamentlichen Schriften, sich nie geäußert habe. Er schreibt Seite 6:

Gleichwohl fehlt es nicht an solchen, welche gegen jedes von den herkömmlichen Anschauungen abweichende Ergebniß der alttestamentlichen Kritik die Autorität Jesu geltend machen, als welcher in diesen Fragen anders geurtheilt habe. Sie üben hierdurch auf ängstliche Gemüther einen um so größeren Schreck aus, je gewisser es dem Christen ist, daß sein religiöses Leben in Jesu Christo gründet, und daher die Autorität Jesu ihm als unverbrüchliche Norm für seine religiöse Glaubensüberzeugung gelten muß. Andere dagegen, welche um der Wahrhaftigkeit willen an jenen Ergebnissen der Kritik glauben festhalten zu müssen, sie aber ebenfalls als mit den Aeußerungen und Anschauungen Jesu in Widerspruch stehend erachten, lassen sich hiedurch mitunter dazu bestimmen, die religiöse Autorität Jesu zu reduciren. Es lohnt sich daher zuzusehen, ob und welche Autorität Jesus in diesen Fragen beansprucht, und welche Stellung daher der Christ, welchem Jesus die höchste und schlechthinige Norm in Glaubenssachen ist, zur historisch-kritischen Untersuchung des Alten Testaments einzunehmen hat.

Es wird weiter ausgeführt, daß Jesus nicht zu dem Zweck in die Welt gekommen sei, „die Menschen über die Dinge des natürlichen Lebens zu belehren, sondern ausschließlich zu dem Zweck, die Sünder zu Gottes Kindern zu machen“, daß es „nicht zu seiner Aufgabe gehörte, die Menschen über den Verlauf der israelitischen Geschichte als solcher oder über die menschliche Entstehung der Quellschriften, aus denen hierüber Aufschluß genommen werden könne, zu belehren“, und daß er auch factisch „nichts über die schriftstellerische Entstehung des Alten Testaments gelehrt“ habe. In diesem Zusammenhang heißt es S. 13. 14:

Allerdings nennt Jesus den Pentateuch, wo er sich in seinen Reden auf ihn bezieht, das Buch Moses oder kurzweg Mose (Marc. 12, 26. Luc. 16, 29.); aber er thut es nicht, um über dessen Verfasser zu belehren, sondern im Anschluß an die damals übliche Bezeichnung des Pentateuchs. Wie auch diese Bezeichnung entstanden sein mag, und wie immer Jesus über ihren Sinn und ihre Berechtigung geurtheilt haben mag, er konnte sich ihrer bei seinen Beziehungen auf den Pentateuch ebenso anstandslos bedienen, wie auch wir z. B. von dem apostolischen Glaubensbekenntniß und von den apostolischen Constitutionen sprechen, obgleich wir ganz genau wissen, daß weder das eine noch die andern von den Aposteln geschrieben sind; und er mußte sich ihrer bedienen, wenn er nicht entweder seinen Zeitgenossen unverständlich werden oder durch Belehrung über natürliche Dinge die Grenzen seines Heilandsberufs überschreiten wollte. Wer den Pentateuch geschrieben habe, ist nur durch eine historische Untersuchung seines Inhaltes und seiner Form festzustellen, wobei auf das schwerste ins Gewicht fällt, daß er selbst an keiner Stelle, auch nicht Ex. 17, 14. Dt. 31, 9, 34., den Anspruch erhebt, als Ganzes von Moses verfaßt zu sein. Diese Untersuchung zu führen ist hier nicht der Ort.

Gegen diese ganze Darlegung des Sachverhalts, daß man es dahingestellt sein läßt, wie die Bezeichnung des Pentateuchs als des Buchs Moses entstanden und wie Jesus über ihren Sinn und ihre Berechtigung geurtheilt haben mag, daß Jesus sich derselben anstandslos habe bedienen können, auch wenn er der Meinung war, der Pentateuch sei nicht von Mose geschrie-

ben, daß er damit nicht über den Verfasser habe belehren wollen, müssen wir im Interesse der geschichtlichen Wahrheit Verwahrung einlegen. Es ist geschichtliches Factum, welches auch von den negativen Kritikern anerkannt wird, daß die Juden zur Zeit Christi fest glaubten, die Thora Moses sei von Mose geschrieben, und den Titel „Buch Moses“ oder „Mose“ in diesem Sinn verstanden. Vgl. Matth. 22, 24. Ebenso gewiß ist, daß die Jünger Jesu diese Ueberzeugung ihres Volks theilten. Philippus sprach zu Nathanael: „Wir haben den gefunden, von welchem Moses im Gesetz und die Propheten geschrieben haben.“ Joh. 1, 46. Und wenn nun Jesus vom „Buch Moses“ redete, so hat er damit sicher dasselbe sagen wollen, was seine Zeitgenossen und Zuhörer sich bei diesem Ausdruck dachten, nämlich daß das so betitelte Buch von Mose herrühre. Letzteres wird durch anderweitige Aussprüche Jesu, welche Röhler mit Stillschweigen übergangen hat, außer Zweifel gesetzt. Als die Pharisäer ihn fragten: „Warum hat denn Moses geboten, einen Scheidebrief zu geben“ 2c., antwortete er: „Moses hat euch erlaubt zu scheiden von euren Weibern von eures Herzens Härte wegen“, Matth. 19, 8., und hat damit Mose als den Gesetzgeber und auch als den Urheber des geschriebenen Gesetzes gekennzeichnet. Es handelte sich ja hier um eine Stelle aus dem geschriebenen Gesetz. Joh. 5, 45—47. lesen wir: „Ihr sollt nicht meinen, daß ich euch vor dem Vater verklagen werde. Es ist einer, der euch verklagt, der Moses, auf welchen ihr hoffet. Wenn ihr Moses glaubt, so glaubt ihr auch mir, denn er hat von mir geschrieben. So ihr aber seinen Schriften nicht glaubet, wie werdet ihr meinen Worten glauben?“ Hier sagt Christus von den Schriften Moses, „seinen Schriften“, und meint damit selbstverständlich den Pentateuch. Warum er aber denselben also benennt, erklärt er unzweideutig mit den Worten: „er“, Mose, „hat von mir geschrieben“. Mose hat die Schriften Moses, „seine Schriften“, geschrieben und in diesen Schriften auch von Christo geschrieben. Der Herr verweist damit auf die durch die ganze Thora zerstreuten messianischen Weissagungen. Mose hat geschrieben, von mir geschrieben: so konnte sich Jesus unmöglich ausdrücken, wenn er der Ansicht war, die nach Mose benannten Schriften seien nicht von Mose geschrieben, oder auch, wenn er über die Frage, wer sie geschrieben, überhaupt kein Urtheil abgeben wollte. Kein vernünftiger Mensch, welcher Röhler darin beistimmt, daß das apostolische Glaubensbekenntniß nicht von den Aposteln verfaßt ist, gleichwohl aber sich dieser Bezeichnung bedient, weil jenes Bekenntniß die Lehre der Apostel wiedergibt, aber auch Niemand, welchem der Ursprung des Apostolicums zweifelhaft ist, wird sich so ausdrücken: Die Apostel haben geschrieben: „Und an Jesum Christum, seinen einigen Sohn, unsern Herrn, der empfangen ist vom Heiligen Geist“ 2c. Kein Machtspruch, wie der, daß sein Heilandsberuf Jesu verwehrt habe, über den Verfasser des Pentateuchs Belehrung zu geben, kann die sonnenklare Thatsache beseitigen, daß Jesus nach dem Bericht der Evangelien geurtheilt hat, die Bücher Moses seien

von Mose geschrieben, und dieses Urtheil auch kundgegeben und gesagt und gelehrt hat, wer der Verfasser des Pentateuchs war. Wer hier wahrhaftig ist und die einfältigen Worte Christi, wie sie die Evangelien uns überliefert haben, nicht vertuscht und verdreht, kommt nicht um die Alternative herum: Entweder hat Christus Recht gehabt und der Pentateuch ist von Mose geschrieben, oder Mose hat die Schriften Moses nicht geschrieben und Christus hat sich geirrt. Welche Consequenzen sich aber ergeben, wenn man Christum der Irrthumsfähigkeit zeigt, desgleichen wie die vorliegende Beschaffenheit des Pentateuchs dem klaren und bestimmten Urtheil Christi keineswegs widerspricht, darauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort.

In demselben Zusammenhang, S. 14. 15., bemerkt Köhler:

Genau ebenso ist zu urtheilen über Jesu Beziehung auf das Buch Daniel in Matth. 24, 15. Da man die von ihm gemeinte prophetische Schrift nach Daniel benannte, so war die von ihm gewählte Bezeichnung die nächstliegende, wer immer auch der Verfasser sein mag. Selbst die Stellen Matth. 22, 41—46. (Marc. 12, 35—37. Luc. 20, 41—44.) und Act. 2, 24—36. können nicht als Beleg dafür verwendet werden, daß Ps. 110 und Ps. 16 von David geschrieben sein müsse, wenn anders Jesu und Petri Argumentation richtig sein solle. Bei Würdigung dieser Stellen darf die Thatsache nicht außer Acht gelassen werden, daß der Psalter in der Zeit Jesu das Buch Davids genannt (2 Macc. 2, 13.) und daher jede Psalmstelle als ein Wort Davids bezeichnet wurde (vgl. Act. 4, 25. mit Ps. 2, 1. f. Hebr. 4, 7. mit Ps. 95, 7. 8., also mit Stellen aus anonymen Liedern). Der Sinn der Frage Jesu Matth. 22, 41—46. ist daher, wie die gewöhnliche und auch nicht unrichtige Annahme, daß der Messias ein Sohn Davids und somit seines Gleichen sein solle, mit dem unumstößlichen Schriftworte, näher: Psalmworte vereinbar sei, daß er der zur Rechten Gottes erhöhte Herr über alles und über alle sein werde. Der Sinn der Ausführungen Petri Act. 2, 34—36. aber geht dahin, daß das Schriftwort, näher: das Psalmwort 16, 8—11. sich ebensowenig an David, auf den es nach herkömmlicher Meinung zurückgeführt wird, wie an irgend einem andern Menschen vor Jesu erfüllt habe; es sei daher zu folgern, daß es auf die Auferstehung des verheißenen und erwarteten Christus zu deuten sei.

Was die nach Daniel benannte prophetische Schrift anlangt, so gibt sich dieselbe durchweg als Offenbarung Gottes, welche der Prophet Daniel empfangen und niedergeschrieben hat. Wer das Buch Daniel dem Daniel abspricht, der ist, wenn bei ihm Sinn und Gefühl für Wahrhaftigkeit nicht abgestumpft ist, gezwungen, dasselbe einem geriebenen Lügner und Betrüger auf die Rechnung zu setzen, welcher nicht nur mit dem Namen Daniels, sondern auch mit dem Namen Gottes ein frevles Spiel getrieben hat. Und solche impia fraus hätte dann Christus mit seiner Berufung auf die sogenannte Daniel'sche Weissagung sanctionirt. Doch nein, das Zeugniß Christi von dem Buch Daniel stimmt mit dem, welches dieses Buch von sich selber ablegt. Der Ausspruch Christi Matth. 24, 15.: „Wenn ihr nun sehen werdet den Greuel der Verwüstung, davon gesagt ist durch den Propheten Daniel, daß er stehet an heiliger Stätte (wer das liest, merke dar-

auf!)“ läßt schlechterdings kein anderes Verständniß zu, als dies, daß nach dem Urtheil Jesu das, was wir im Buche Daniel lesen, vom HErrn durch den Propheten Daniel geredet ist. Wenn Köhler die Aussage des HErrn über den 110. Psalm Matth. 22, 43—45. darauf reducirt, daß der Messias, der Sohn Davids, im Psalmworte HErr genannt werde, so gestattet er sich wiederum eine Verfehrung der Worte Christi. Wir räumen die Thatfache ein, daß schon in alter Zeit die ersten 72 Psalmen unter den Titel „Gebete Davids“ (Ps. 72, 20.), und daß später sämtliche Psalmen unter den Titel „Buch Davids“ zusammengefaßt wurden. Solche Bezeichnung hat als a potiore parte gewählte Benennung ihre Berechtigung, da ja David der vornehmste Psalmdichter war. Hieraus folgt aber nicht, daß jede Psalmstelle, z. B. auch jedes Wort aus einem Psalm Asaphs, als Wort Davids bezeichnet werden konnte und bezeichnet wurde. Aus Act. 4, 25. und Hebr. 4, 7. erfahren wir eben, daß der 2. Psalm und der 95. Psalm, die im Psalter als anonym erscheinen, von David herrühren. Noch weniger folgt aus der Benennung des Psalters als des Buchs Davids, daß man von einem Psalm, der nicht davidischen Ursprungs ist, sagen könnte, David habe die Worte dieses Psalms geredet oder geschrieben. Nein, Christus drückt sich, wo er sich auf den 110. Psalm beruft, nicht so aus: Wie wird denn Christus, der Sohn Davids, im Buch Davids HErr genannt? Der HErr markirt vielmehr so bestimmt, wie möglich, die Person Davids und sagt expressis verbis, daß David, dessen Sohn Christus sein soll, daß „David selbst“, Marc. 12, 37., kein Anderer, „im Geiste“, vom Geiste getrieben, oder „durch den Heiligen Geist“, „im Psalmbuch“, Luc. 20, 42., eben im 110. Psalm, Christum HErrn heiße, und erklärt damit David für den Verfasser des 110. Psalms. Meyer, welcher sich freilich mit leichtem Herzen über die Autorität Jesu hinwegsetzt, indeß für den klaren Sinn der Worte Jesu noch ein offenes Auge hat, bemerkt zu Matth. 22, 43. ff.: „Jesus geht bei seiner Frage von dem damaligen allgemeinen Zugeständniß aus, daß David Verfasser des Psalms 110 sei, obgleich derselbe nicht von David selbst herrühren kann, sondern nur aus der Zeit Davids und an David gerichtet ist. Daß Jesus selbst jene Voraussetzung getheilt und die Richtigkeit der Ueberschrift des Psalms nicht bezweifelt hat, ist weder mit Delitzsch u. A. zum Erweis der davidischen Abfassung zu gebrauchen, noch auch grundlos in Abrede zu stellen. . . . An eine Accommodation ist schon wegen ἐν πνεύματι nicht zu denken.“ Eine gleiche Bewandniß hat es mit der dritten von Köhler angeführten Stelle Act. 2, 34—36., muß heißen Act. 2, 25—36. Das Resümé, mit welchem Köhler den Sinn der Ausführungen Petri wiedergibt, daß das Psalmwort 16, 8—11. sich ebensowenig an David, auf den es nach herkömmlicher Meinung zurückgeführt wird, wie an irgend einem andern Menschen vor Jesu erfüllt habe u., spottet aller Kritik. Wie? Das war auch Sinn und Meinung Petri, daß der 16. Psalm nach „herkömmlicher“ Meinung auf David zurückgeführt werde? Aus welchen Textes-

worten entnimmt Köhler diesen Sinn? Oder wenn auch Köhler diese Zwischenbemerkung *ex sua mente* hinzugesetzt hat, so läuft doch seine ganze Beweisführung darauf hinaus, Petrus habe nur die herkömmliche Bezeichnung des 16. Psalms als eines davidischen Psalms recipirt und die Frage, wer in Wirklichkeit der Verfasser dieses Psalms war, auf sich beruhen lassen, sich hierüber gar nicht geäußert, sintemal ein derartiges Urtheil gar nicht zu seinem Apostelberuf gehörte. Eine solche Kennzeichnung der Stellung Petri zu der Autorschaft des 16. Psalms kann man eigentlich gar nicht mehr Entstellung des biblischen Textes Act. 2 nennen, sondern Köhler ignorirt einfach, was und wie Petrus von dem Autor des Psalms redet, schiebt eine Meinung nach seinem eigenen Geschmack ohne Weiteres dem Apostel unter und malt seinen Lesern recht naiv und dreist ein \mathcal{X} für ein \mathcal{U} vor die Augen. Wir fragen zunächst gar nicht, was Petrus gemeint, sondern was er gesagt hat. Petrus sagt Act. 2, 29—31. *disertis verbis* Folgendes: David, der Patriarch, welcher längst gestorben und begraben ist, dessen Grabdenkmal ihr Bewohner Jerusalems vor Augen habt, der David, der da wußte, daß Gott mit einem Eid ihm zugeschworen hatte, Einen aus der Frucht seiner Lenden auf seinen Stuhl zu setzen, dieser David hat als Prophet die Auferstehung Christi vorhergesehen und von der Auferstehung Christi geredet mit den Worten: Seine Seele ist nicht im Hades gelassen *zc.*, also mit den Worten des 16. Psalms. Was dieser Passus der Rede Petri für einen Sinn habe, das braucht man auch keinem Schulkind erst zu erklären. David, der bekannte König David, und kein Anderer, der Mann, welcher mit obigen Aussagen genugsam identificirt ist, hat jene Worte des 16. Psalms geredet, hat also den 16. Psalm geschrieben. Das ist's, was Petrus meint und sagt. Zum Ueberflus sei noch darauf hingewiesen, daß die Verbindung des Hauptsatzes *ἐλάλησε* *zc.*, V. 31., mit dem Participialsatz *εἰδὼς* *zc.*, V. 30., absolut sinnlos, ja widersinnig wäre, wenn dem Petrus der davidische Ursprung des 16. Psalms irgendwie zweifelhaft gewesen wäre. Ein neuerer Ausleger gibt den Gedankenzusammenhang treffend mit folgenden Worten wieder: „Begründet auf diese theure Verheißung durch den Mund Nathans, hat David mit geisterleuchtetem Auge das künftige Heil zuvorgeesehen und im Freudenausblick in das ewige Reich des Gesalbten Gottes geredet von der Auferstehung Christi, nämlich diese Worte (höret sie noch einmal!): daß Seine Seele nicht der Hölle gelassen ist *zc.*“ Das, was David von der Auferstehung und Erhöhung Christi zuvorgeesehen und zuvorgesagt hat, entspricht jener Verheißung, die er von Gotte empfangen, daß ein künftiger Same von ihm auf seinem Thron sitzen solle, und seinem Wissen um diese Verheißung. Die hohe Offenbarung, die David durch Nathan übermittelt worden war, hat in den Worten Davids „Seine Seele ist nicht im Hades gelassen“ *zc.* einen Wiederhall gefunden. In diesen Worten des 16. Psalms hat eben derjenige, welchem jene eidliche Zusage Gottes betreffs seines künftigen Samens, 2 Sam. 7, 12—14., zu Theil geworden,

dem, was er um diese Zusage wußte, Ausdruck gegeben, und diese Zusage ist dem David geschehen und keinem Anderen. Also hat nach Petri Meinung David und kein Anderer die fraglichen Worte geredet. Indeß, was soll man in einer so klaren Sache so viele Worte machen? Wir ziehen aus dem, was wir bisher von der Köhler'schen Apologetik der biblischen Kritik vorgeführt, nur noch dies Facit heraus: Ein Creget, welcher solche offenkundige Thatfachen, die im Grund indisputabel sind, wie daß nach dem Bericht der Evangelisten Christus die Bücher Mose dem Mose, das Buch Daniel dem Propheten Daniel, den 110. Psalm dem König David, daß Petrus den 16. Psalm gleichfalls David zugeschrieben hat, wegleugnet, ist in Fragen der biblischen Kritik sicherlich kein unparteiischer Schiedsrichter und ist nicht dazu berufen, die geschichtliche Wahrheit gegen die „traditionellen kirchlichen Anschauungen“ ins Feld zu führen. Eine derartige Beurtheilung und Verwerthung biblischer Aussagen flößt zu dem Wahrheitsfinn der modernen Kritiker wahrlich kein Vertrauen ein. G. St.

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt auf Beschluß der Pastoralconferenz von Südost-Missouri.)

Vom Privatstudium des Pastors.

(Fortsetzung.)

7. Zum Privatstudium soll uns siebentens bewegen die Erwägung des großen Schadens, den wir selbst, unsere Gemeinden, und die ganze Kirche erleiden müssen, wenn das Privatstudium unterbleibt.

Das Fleisch der Pastoren ist gerade so böse, wie das Fleisch anderer Leute. Je weniger wir mit dem Worte umgehen, desto mehr schwindet, verfinstert sich und nimmt die Erkenntniß der göttlichen Wahrheiten bei uns ab, desto mehr erstirbt unser eigener Glaube, desto mehr entwürdigen wir unser Predigtamt zu einer handwerksmäßigen Lohnarbeit, durch die wir nur unsern Bauch versorgen wollen, desto untüchtiger werden wir, andere zu lehren und zur Seligkeit zu führen. Wenn wir denken, wir brauchten unsern Gemeinden bloß das zu bieten, was wir erlangt haben, wenn wir ins Amt kommen, so werden wir einen erschreckend schnellen Krebsgang antreten. Ein Brunnen, dem das Wasser nicht immer wieder zufließt, trocknet aus. Und wir sind löcherichte Brunnen, Gott fordert, daß wir fortfahren sollen in der Heiligung, und das schließt auch das immer Völligerwerden in der Ausrichtung unsers Berufes in sich. Wir sollen nie mit uns selbst zufrieden sein, sondern vor Verlangen glühen, unsern Gemeinden immer Besseres zu bieten. Dazu treibt schon die Liebe zu Jesu und den uns anvertrauten Seelen. Jesus fragte Petrum: „Simon Johanna, hast

du mich lieb?" Und als der Apostel dreimal betheuerte: „Ja, Herr, du weißest, daß ich dich lieb habe“, befahl ihm der Herr dreimal: „Weide meine Lämmer.“ Wer nicht fortstudirt, sündigt gegen ein klares Gebot Gottes, schadet seiner eigenen Seele, ist lieblos gegen seine eigene Gemeinde und die ganze Kirche, und ladet schweren Zorn auf sich. Er ist untreu. Gerade das Fortstudium gehört mit zu der Treue, welche Gott allein von seinen Predigern fordert. Daher hat eine Gemeinde auch das Recht, von ihren Predigern ein gewissenhaftes Weiterstudium, besonders eine sorgfältige Vorbereitung auf die Predigt, zu verlangen. Vor den Gemeinden ist es bei Visitationen eine wohlberichtigte Frage, ob die Zuhörer auch merken, daß ihre Prediger fleißig studiren, sich treu auf die Predigten vorbereiten und eine Zunahme ihrer Erkenntniß wahrnehmen lassen. Daß Gott den faulen Predigern ernstlich zürne, lehrt Jer. 48, 10.: „Verflucht sei, wer des Herrn Werk lässig thut.“ Gal. 3, 3.: „Im Geist habt ihr angefangen, wollt ihr es denn nun im Fleisch vollenden?“

Sarcerius schreibt: „Es ist eine große Frechheit, Frevelmuth und Vermessenheit, ja, eine schwere Sünde, großes Zornes und Strafe Gottes würdig, ja, eine Verachtung Gottes und seines Wortes und ein Zeichen, daß da keine Furcht Gottes sein muß, wo man Zeit hat, auf Predigten zu studiren (ausnahmsweise Nothfälle rechnet also Sarcerius nicht mit ein), und man auf die Predigt nicht studirt, sondern auf die Kanzel läuft wie eine Sau zum Troge, und ist nicht gesagt, daß einer hierin seine Kunst und Geschicklichkeit, ja Uebung und Erfahrung vorwenden will, denn sei so gelehrt wie du kannst, und habe so lange gepredigt als es immer sein mag, noch will es studirt sein.“ (Citirt im homil. Mag., Juli 1894, S. 210.)

Dr. Walther schreibt: „Es ist wahr: wem unter uns das heilige Predigtamt anvertraut wird, der muß Gottes Wort schon studirt haben; aber wer kann sagen: Ich habe es ausstudirt? Ist es doch ein unausschöpfliches Meer, und wir nicht nur so kleine, sondern auch so löcherichte Gefäße, die, wenn sie nicht fort und fort aufs neue gefüllt werden, nur zu schnell wieder leer sind. Es ist ferner wahr: Wer das heilige Predigtamt übernimmt, der sollte ja freilich schon zu predigen und das Wort zu theilen verstehen. Aber wer ist, der zu sagen wagen will, er verstehe das Wort zu theilen? — Ich sage: Wehe dem, der da sagen darf: Es wird mir das Predigen immer leichter! Wehe dem, der, außer dem Nothfall, ohne die allersorgfältigste Vorbereitung, ohne vorherige tiefe Meditation, ohne vorheriges ernstes Forschen in Gottes Wort etwas hinschreibt und seinem Gedächtniß einprägt, was er dann seiner Gemeinde als eine Predigt vorträgt, oder wohl gar, nach gemeiner Weise zu reden, etwas aus dem Stegreif herausschüttet, und zufrieden ist, wenn er nur ohne Stocken reden kann, und von seinen Zuhörern hört, daß er gewaltig gepredigt habe! Selbst ein Paulus erinnert seine Corinthier daran, daß er bei seinen Predigten ‚mit Schwachheit und mit Furcht und mit großem Zittern‘ unter ihnen gewesen

fei; und selbst ein Luther bekennet in seinen späteren Jahren, daß ihm das Predigen immer schwerer werde: und wir sollten die sein, denen es immer leichter würde, so daß wir dazu keines täglichen ernststen Forschens bedürften? Ach, meine Brüder, laßt uns bedenken: Die Stunde, während welcher wir auf der Kanzel stehen, ist eine unaussprechlich wichtige Stunde. Von ihr hängt Leben und Tod, Seligkeit und Verdammniß einer ganzen Schaar unsterblicher Seelen ab. Wehe, wehe daher dem Prediger, welcher diese Stunde nicht ausnützt! Wer da nicht mit Mühe und Arbeit und unter innigem Seufzen aus Gottes Wort Erforschtes gibt, wer da nicht das Beste gibt, was er geben kann, wer da leicht fertig und darum leichtfertig ist, — der begeht eine schauerliche Sünde, und ihm wäre besser, anstatt ein Hirte der Schafe Jesu Christi, ein Ruhhirte geworden zu sein. Ach und Wehe auf seinen Kopf immer und ewiglich! Doch ist es ferner wahr: wem unter uns die Hände aufgelegt werden, von dem dürfen wir wohl voraussetzen, daß er schon im Glauben und brünstigen Geiste stehe. Aber wie leicht wird der Glaube schwach! wie leicht das Herz träge, lau und kalt! Darum müssen wir uns immer und immer wieder an dem himmlischen Feuer des Wortes erwärmen und erhizen. Es ist endlich auch wahr: wer den Hirtenstab ergreifen will, der muß schon das Kampfes Schwert zu führen wissen, und schon mächtig sein, zu strafen die Widersprecher und ihnen das Maul zu stopfen. Aber tritt der Irrthum und die Ketzerei nicht in immer neuen Verkleidungen auf? So muß denn ein jeder Prediger unaufhörlich selbst forschen, um der neuen Kriegslist mit neuen Waffen aus der Rüstkammer des Wortes zu begegnen. Wohlan denn, meine Brüder, laßt uns hören und zu Herzen nehmen die Ermahnung des heiligen Apostels: „Halte an mit Lesen!“ Laßt uns die edle Zeit nicht vergeuden in träger Ruhe oder fremdartigen Geschäften, sondern austausen in einem unablässigen ernststen heiligen Studium. Es gilt hier nichts Geringeres, als unsere und unserer Zuhörer Seligkeit. Unsere Speise sei, zu thun den Willen unsers himmlischen Vaters, unsere Freude in dieser Welt die selige Arbeit unsers heiligen Amtes. Lehren wir nicht, so laßt uns lesen.“ (Brosamen, S. 336 ff.)

8. Zum Privatstudium sollen uns achters bewegen die herrlichen göttlichen Verheißungen.

Will die Kraft erlahmen, wird uns das von Gott geforderte Privatstudium zu schwer, scheinen die Hindernisse unüberwindlich, wir richten die Augen auf die Berge, von denen die Hülfe kommt, und schauen an die Verheißung Gottes: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage!“ Er wird uns nicht verlassen noch versäumen. Er spricht Jes. 40, 31.: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden.“ Und Gott will unsere Treue, unsern Fleiß, auch unser Privatstudium mit Segen krönen. Wir wissen es gewiß aus seinem Wort. Paulus versichert

uns 1 Cor. 15, 58.: „Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des HErrn, sintemal ihr wisst, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn.“ Auch wir werden getrost unsern Zuhörern das zurufen können, was Paulus seinen Philippnern, Cap. 2, 14—16., schreibt: „Thut alles ohne Murrelung und ohne Zweifel, auf daß ihr seid ohne Tadel, und lauter, und Gottes Kinder, unsträflich mitten unter dem unschlachtigen und verkehrten Geschlecht, unter welchem ihr scheintet als Lichter in der Welt, damit, daß ihr haltet ob dem Wort des Lebens, mir zu einem Ruhme an dem Tage Christi, als der ich nicht vergeblich gelaufen, noch vergeblich gearbeitet habe.“ Die Zuhörer werden unser Ruhm sein, weil wir an ihnen gesegnete Früchte unsers Amtes erleben werden, ja, sie werden unsere Ehre, Freude und Krone sein, wie Paulus seine Thessalonicher, 1 Theff. 2, 19. 20., nennt, und an jenem Tage werden wir die Ernte unsers Amtes, unsterbliche, durch unsern Dienst gewonnene Seelen, zur Rechten Christi finden. Und dann wird Ruhe und ein herrlicher Gnadenlohn erfolgen. 1 Cor. 3, 8.: „Der aber pflanzt, und der da bezeugt, ist einer wie der andere. Ein jeglicher aber wird seinen Lohn empfangen nach seiner Arbeit.“ Den Lohn haben wir nicht verdient, aber Gott verheißt ihn aus Gnaden. Er spricht Dan. 12, 3.: „Die Lehrer aber werden leuchten wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“ Der HErr wird an jenem Tage zu uns sagen nach Matth. 25, 21.: „Ei du frommer und getreuer Knecht, du bist über wenigem getreu gewesen, ich will dich über viel setzen. Gehe ein zu deines HErrn Freude.“ Und Matth. 24, 45—47. sagt der Mund der Wahrheit: „Welcher ist aber nun ein treuer und kluger Knecht, den sein Herr gesetzt hat über sein Gesinde, daß er ihnen zu rechter Zeit Speise gebe? Selig ist der Knecht, wenn sein Herr kommt, und findet ihn also thun. Wahrlich, ich sage euch: Er wird ihn über alle seine Güter setzen.“

Wir schließen diesen Theil unserer Besprechung mit den Schlußworten der Vorrede Luthers zum Kleinen Katechismus: „Darum siehe darauf, Pfarrer und Prediger, unser Amt ist nun ein ander Ding worden, denn es unter dem Pabst war; es ist nun ernst und heilsam worden; darum hat es nun viel mehr Mühe und Arbeit, Fahr und Ansehung, dazu wenig Lohn und Dank in der Welt. Christus aber wil unser Lohn selbst sein, so wir treulich arbeiten. Das helf uns der Vater aller Gnaden! Dem sei Lob und Dank in Ewigkeit, durch Christum, unsern HErrn! Amen.“

Wir wollen dem HErrn auch für diese Gnade danken, daß Er uns die rechte Erkenntniß gegeben hat, welch ein wichtiges und nothwendiges Stück des heiligen Predigtamtes gerade das Privatstudium ist, und unsern Dank dadurch bezeugen und bethätigen, daß wir im Privatstudium immer treuer, fleißiger, sorgfältiger und gewissenhafter werden.“

II. Womit soll sich unser Privatstudium beschäftigen?

Ueber diese Frage ließe sich sehr viel sagen, sie kann aber auch sehr kurz beantwortet werden. Kurz abgemacht ist sie mit der Antwort: „Unser Privatstudium soll sich mit dem beschäftigen, was zur Erreichung des Zieles unsers Predigtamtes gehört, nämlich, uns selbst, und die uns hören, selig zu machen.“ Dieses practische Ziel unsers Privatstudiums ist immer im Auge zu behalten. Nur insofern unser Privatstudium auf dieses Ziel ausgeht, ist es von Gott geboten und gehört es zur Treue im Predigtamte. Lehren aus der Schrift und Wehren aus der Schrift begreift eigentlich alles, was unsers Amtes ist. Daher concentrirt sich unser Privatstudium recht eigentlich auf die heilige Schrift, und beschäftigt sich mit andern Schriften und Büchern nur insoweit, als letztere uns in die Schrift hineinführen und Anleitung zum rechten Schriftverständniß geben. Unter diesen andern Schriften und Büchern stehen obenan, weil sie voll und ganz die reine Schriftlehre darlegen, die Bekenntnißschriften unserer lutherischen Kirche, und sodann die Schriften Dr. Martin Luthers als des von Gott geweissagten Reformators der Kirche. Wer Tag und Nacht mit der Schrift umgeht, und in den Bekenntnißschriften und in seinem Luther zu Hause ist, der kann nicht das rechte Ziel in der Ausübung seines Amtes verfehlen. Wer aber dieses Ziel, seine und seiner Zuhörer Seligkeit, nicht im Auge hat, der mag Tag und Nacht studiren, der mag allerlei Quellen und Urkunden durchforschen, der mag vielleicht auch sogenannte kirchliche und theologische Studien betreiben und selbst diese Werke schreiben, er treibt dennoch nicht das von Gott den Predigern befohlene Privatstudium. Alle die bisher angeführten Beweggründe zum Privatstudium, welche der Schrift entnommen sind, sollen uns nicht bewegen zu irgend einem beliebigen Privatstudium, sondern zum Studium des Wortes Gottes und zum Gebrauch der einschlägigen Hülfsmittel. Das sollte von vorneherein bei uns Lutheranern feststehen, die wir nichts anderes, als demüthige Schüler der Schrift, von Gott gelehrte Bibelchristen sein wollen und durch Gottes Gnade sind, und um so mehr sollte das bei uns als Grundsatz feststehen, als doch selbst Nichtlutheraner, welche die Theologie als Wissenschaft ansehen, nicht umhin können, das wissenschaftliche Studium der Prediger als ein solches darzustellen, welches vor allem das Wohl der Gemeinde und Kirche im Auge haben müsse. So schreibt z. B. Dr. K. K. Hagenbach, Professor der Theologie in Basel: „Auch im Amte soll der Umgang mit der Wissenschaft nicht aufhören. Es ist viel gegen das Verbauern und Versauern der Geistlichen geredet worden. Es gab eine Zeit, wo man mehr gute Bienenväter als Kirchenväter, mehr gute Blumen- und Viehzüchter als gute Menschen-erzieher unter den Geistlichen fand, die besser in der Baumschule als in ihrer Dorfschule, besser in ihren Hausställen als in der Schafhürde Christi bewandert waren. Aber auch mit einseitigen Philologen und Kritikern ist der

Kirche nicht gedient, ebensowenig als mit belletristischen und selbst theologischen und ästhetischen Schriftstellern, so lange unter diesen Geschäften die Gemeinde leidet. Ein Pfarrer, der in diesem Sinne nicht ‚ausstudirt‘ hat, sollte lieber nicht Pfarrer sein. Seine Studien sollen, mit einem Worte, nicht getrennt sein von seinem practischen Leben, nicht als *ἀλλύτρια* erscheinen, sondern vielmehr dem practischen Leben dienen, das heißt nicht: er soll nur Practisches (Erbauliches) lesen; nein, er darf dem ganzen Entwicklungsgange der Theologie nicht fremd bleiben, weil seine ganze Wirksamkeit mit der Kirche steht und fällt, und diese wieder ihren Sonnenzeiger an der Theologie hat. Aber er studire weder als bloßer Gelehrter noch als bloßer Dilettant, sondern als Pfarrer mit dem Blick auf seine Gemeinde und zugleich auf die Kirche, wovon die Gemeinde doch nur ein Theil ist; seine Gemeinde trage er auf dem Herzen, ihr komme wieder Alles zu Gute, und aus der feinsten Frucht der Wissenschaft wisse er wieder Samen für sein Ackerfeld zu gewinnen.“ (Encyclopädie und Methodologie der Theologischen Wissenschaften, 8. Aufl. S. 439.)

So schreibt ein Reformirter, der die Theologie als Wissenschaft, die Prediger als Lehrer dieser Wissenschaft ansieht. Wie vielmehr sollten wir bei all unserm Studium das practische Ziel unsers Amtes, unsere und unserer Zuhörer Seligkeit, im Auge haben, die wir nach der Schrift die Theologie als den durch fortwährenden Umgang mit Gottes Wort und durch den Heiligen Geist erlangten habitus, Gott und göttliche Wahrheiten recht zu erkennen und zu lehren, definiren, und die wir die Prediger nach der Schrift als Gottes berufene Boten an sein Volk ansehen. Die moderne Theologie ist auch hierin ganz von Gottes Wort abgewichen, daß sie „theologische Studien“ treiben will, welche keinen Bezug auf die Seligkeit haben. Daher kommt es, daß so viele der neueren theologischen Schriften für unser von Gott gebotenes Privatstudium von wenigem, ja zum großen Theil von gar keinem Werthe sind. Darüber schreibt

Lehre und Wehre: „Sonst waren Theorie und Praxis verbunden, jetzt sind sie getrennt. In den Schriften Dr. Luthers und seiner Mitarbeiter kann man kaum eine Seite lesen, auf der nicht die beiden Fragen beantwortet werden: was ist das? und: was nützt das? Dagegen kann man an vielen neueren Schriften herumstudiren und sich bald den Kopf darüber zerbrechen, und muß doch endlich auf die Frage: Was hast du nun von alle dem für einen Nutzen für dein Amt und Christenstand? mit Behemuth und Unmuth über die verlorene Zeit und Mühe bekennen: Wenig oder gar keinen. Bei den Alten und voran Dr. Luther ist nicht ein Laufen als aufs Ungewisse, nicht ein Fechten als in die Luft, 1 Cor. 9, 26., sondern jeder Gang führet zum gewissen Ziele, jeder Streich trifft den Feind.“ (Jahrg. 6, S. 145.)

Unser Privatstudium besteht auch gar nicht darin, daß wir Vieles betreiben, bald dieses, bald jenes (non multa, sed multum), sondern darin,

2-13/2
 daß wir fleißig und eifrig immer wieder dasselbe Wort Gottes durchforschen, und dazu die wenigen wirklich guten und gründlichen Bücher durchstudiren, welche uns am getreuesten in die Schrift einführen und uns zeigen, wie darin *Jesus* als unser und unserer Zuhörer Heil zu finden sei. Die Epigonen der Reformationszeit studirten fleißiger, als wir, ohne die Unmasse von Büchern zu besitzen, die wir heutzutage haben. Sie trieben immer das eine Nothwendige und lehrten es und richteten Großes aus. Je kleiner, aber ausgewählter und dem eigentlichen Endzweck unsers Amtes entsprechender der Bücherkreis ist, in dem wir uns beim Privatstudium heimisch machen, desto mehr werden wir selbst an rechter Weisheit zunehmen und desto besser werden wir andere lehren können. Das schmetterlingsartige Umherflattern, von einem Buche zum andern, bringt kein gründliches, gediegenes Wissen, am allerwenigsten aber helfen uns zur Ausrichtung unsers Amtes die Schreibesfluthen, welche die moderne Theologie über die Menschheit ergießt. Möchten wir alle beherzigen, was so treffend gesagt wird in Lehre und Wehre: „Sonst hatte man weniger Bücher und ein leichteres Studiren, jetzt macht die Unzahl der Bücher das Studiren immer schwerer. — Es gehört unter die unerkannten Wohlthaten der Reformation, daß dadurch die Kirche von einer großen Bücherlast befreit und dafür mit Luthers und Anderer Schriften gesegnet worden ist, durch welche der Baum der heiligen Schrift wieder Blätter gewonnen und reiche Früchte getragen hat. Sollten sie nicht jetzt noch dieselbe Kraft haben, wenn sie fleißig studirt und benützt würden? Freilich ist dazu unsere Zeit nicht so günstig, als es die Zeit der Reformation war, indem in unzähligen, besonders seit hundert Jahren erschienenen Büchern das ausgerottet wurde, was Luther gepflanzt hatte, und das wiederum gepflanzt wurde, was er ausgerottet hatte. Während die meisten Bücher selbst aus den letzten Jahrzehnten sammt ihren Verfassern bereits vergessen sind, so gelten von Luthers Büchern immer noch die Worte des ersten Psalms: Seine Blätter verwelken nicht. Die Menge der Bücher, die jetzt zu einem gründlichen und allseitigen Studium der Theologie erfordert werden, ist so groß und nimmt noch dermaßen zu, daß oft schon zum Studium einer Disciplin Methusalahs Alter erfordert würde. Was zur Zeit der Reformation und bald nachher noch einem Schneeballe glich, das ist jetzt zur Lawine geworden. Wer z. B. nur die Epistel Pauli an die Epheser gründlich und allseitig studiren will, der muß sich erst nach allen Regeln der grammatisch-historischen Interpretation selbständig hindurcharbeiten, dann muß er außer den sogenannten Einleitungsschriften die Commentare über das ganze Neue Testament, von den Kirchenvätern an bis auf die neuesten Ausleger, und zwar um der beliebten Allseitigkeit willen, mit Einschluß der römisch-katholischen und reformirten, vor sich nehmen, deren Anzahl nicht unter hundert sein wird; ist er damit fertig, so muß er dann zu den einzelnen Commentaren über diese Epistel übergehen, deren Zahl sich auch wohl auf hundert belaufen dürfte. Nun geht es erst

an die Erklärungen einzelner Verse, Worte und Abschnitte, die sich in allerlei theologischen Werken und namentlich in unzähligen Dissertationen, in Zeit- und Erbauungsschriften finden, die man mindestens auf zweihundert anschlagen kann. Gesezt nun, daß einer mit dem allen glücklich durchgekommen wäre, denn wirklich durchgekommen ist ja keiner, siehe, da erscheint ein neuer Commentar, der sich bei allen Complimenten gegen die früheren Ausleger auf einen noch nie erreichten Höhepunkt zu stellen weiß. Schnell wird das Buch verschrieben, allein kaum ist der geneigte Leser durch die Prolegomena hindurch, so kommt ihm eine Recension eines noch gelehrteren Mannes zu Gesicht, der unter manchen Lobhudeleien gegen den geehrten Herrn Verfasser sich dennoch, obgleich im allertiefsten Respect, erlaubt, ihm allerlei Mängel nachzuweisen. Kaum hat man sich nun daran gemacht, dies näher zu untersuchen, so fällt einem eine andere Recension in die Hände, die der ersteren im Loben und Tadeln widerspricht. Ach, wie manche haben über ihren vergeblichen Studien Zeit, Kraft und Lust verloren! Sie klagen und seufzen darüber, sie suchen den Grund in ihrem Ungeschick, in ihrem Mangel an Gaben, anstatt in der Art und Weise ihres Studirens. Solchen gebe ich folgenden Rath: Leset vor Allem Luthers deutsche Bibel des Jahres einigemal ganz durch, um sie zuerst historisch ins Gedächtniß zu fassen. Wollet ihr, so legt euch schmale Zettel in eure Bibel, auf die ihr einzelne Stellen zum gelegentlichen Nachlesen in Auslegungen notirt. Nächst dem folget den Rathschlägen, die ihr im ersten Heft des „Luthero philus“ findet; lasset demnach euer Hauptstudium Luthers Schriften sein, und zwar mit fortwährendem Registriren alles dessen, was in die einzelnen Disciplinen gehört. Bereitet euch auf eure Amtsarbeiten auf ähnliche Weise vor, jedoch so, daß ihr Satz für Satz registrirt. Sammelt euch unter beiden Arbeiten und sonst Notizen über die Gedanken, die durch das Gelesene und Erlebte angeregt werden, und über die Schriften aus alter und neuer Zeit, die zur Beförderung eines fruchtbaren Studiums der Theologie und insonderheit zur Erläuterung und Benützung der Schriften Luthers dienen, macht euch in Mußestunden mit dem Inhalte derselben bekannt und notirt euch das Wichtigste unter gewisse Rubriken. Uebt euch endlich in der Beurtheilung alles dessen, was ihr leset und höret, nach dem Maßstabe der Lehre und Lehrweise Luthers. Eine zeigt euch das rechte Ziel, und diese den rechten Weg in der Theologie überhaupt und den einzelnen Disciplinen.“ (Jahrg. 6, S. 17 ff.)

Das wäre etwa die kurze Antwort auf die Frage: Womit soll sich unser Privatstudium beschäftigen? Wollen wir aber ausführlicher darüber handeln, so müssen wir zuerst einen Unterschied machen zwischen dem Nöthigsten, dem Nöthigeren und dem Nöthigen, ehe wir auf solche Nebenstudien eingehen können, zu denen nur die Wenigsten unter uns Zeit finden werden, und mit denen sich zumeist nur solche Theologen ausführlicher befassen werden, welche einen besonderen Beruf dazu haben, z. B. Professoren unserer Lehranstalten.

1. Das Nothwendigste: Das Nothwendigste, womit sich unser Privatstudium beschäftigen muß, ist und bleibt die heilige Schrift. Sie ist und bleibt die Quelle unserer Weisheit, die Richtschnur unsers Glaubens und Lebens, aus ihr schöpfen wir Ströme des lebendigen Wassers für uns und unsere Zuhörer, nach ihr können wir unser Amt recht verwalten, aus ihr kommt unsere Predigt, das Hauptstück unsers Amtes. Und zwar sollen wir die Schrift studiren als das Wort unsers Gottes, zu unserm und unserer Zuhörer Heil. So oft wir an das Studium der Schrift gehen, — und das ist das Hauptstudium jedes Tages — sollen wir bedenken, daß Gott uns seine heiligen Geheimnisse darin offenbart. Darum sollen wir Gott jedesmal um die gnädige Mittheilung seines Geistes, der das Herz erleuchtet und lehret, herzlich und flehentlich anrufen. Fleißig gebetet ist halb studirt. Wir kennen Luthers Wort: „Gebet, Meditation und Ansehung machen einen Theologen.“ Vom Gebet beim Studium der Schrift schreibt er: „Erstlich sollst du wissen, daß die heilige Schrift ein solch Buch ist, das aller andern Bücher Weisheit zur Narrheit macht, weil keines vom ewigen Leben lehret, denn dies allein. Darum sollst du an deinem Sinn und Verstand stracks verzagen, denn damit wirst du es nicht erlangen, sondern mit solcher Vermessenheit dich selbst und andere mit dir stürzen vom Himmel (wie Lucifer geschah) in Abgrund der Hölle. Sondern kniee nieder in deinem Kämmerlein und bitte mit rechter Demuth und Ernst zu Gott, daß er dir durch seinen lieben Sohn wolle seinen Heiligen Geist geben, der dich erleuchte, leite und Verstand gebe.“

So oft wir an das tägliche Schriftstudium gehen, müssen wir unser Gemüth auch in die rechte Stimmung dazu versetzen. Das bloße, gedankenlose Lesen thut es nicht. Das soll uns keine lästige Pflicht, sondern unsere höchste Lust sein, wobei wir uns im Vertrauen auf Gottes Gnade und Beistand von allen Sorgen und quälenden Gedanken, von allen irdischen Dingen losreißen. Der Herr redet dann im Worte zu uns und wir sagen: „Rede, Herr, denn dein Knecht höret.“ Wir sollen uns fürchten vor Gottes Wort, uns unter dasselbe beugen, und unsere Vernunft gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens. Das Studium der Schrift, als die Hauptsache, das Centrum, um welches sich alles bei einem Theologen dreht, muß in der rechten Gottesfurcht angegriffen werden. Beim Lesen der Schrift sollen wir endlich auch stets den Zweck unsers Berufes vor Augen haben, und bei jeder Stelle uns fragen: Was will Gott dir und den dir anvertrauten Seelen zum Nutzen sagen?

Darüber, daß das Lesen der Schrift das nothwendigste Studium eines Pastors ist und in der rechten Weise angegriffen werden muß, schreibt

Dr. Walther: „Was soll aber ein Prediger lesen, wenn ihm der Apostel in unserm Texte zuruft: ‚Halte an mit Lesen‘? — Darüber kann kein Zweifel sein. Zwar nennt der heilige Apostel das zu lesende Buch nicht, aber gerade weil er es nicht nennt, ist es um so gewisser, daß er nichts

anderes als das Wort Gottes meint, welches die Bibel, das ist, das Buch oder, die Schrift heißt, weil es eben das Buch aller Bücher ist, das den Namen eines Buches unter allen allein verdient. Doch der Apostel sagt nicht nur: ‚Lies‘, sondern: ‚Halte an mit Lesen‘, und gibt hiermit auch erstlich die Zeit an, wann ein Prediger das Wort Gottes lesen solle. Er soll es nämlich hiernach nicht nur dann und wann, sondern unausgesetzt lesen; nicht nur, wie alle Christen, täglich mit den Seinen etwa des Morgens, Mittags und Abends zu seiner und der Seinen nöthigen Erbauung, sondern, ungehindert durch andere Geschäfte eines irdischen Berufes, allezeit. Jeder Augenblick, den ein Prediger nicht zur Erfüllung einer andern auch heiligen Pflicht nutzen muß, soll dem Treiben des Wortes Gottes gewidmet sein. Ihm gilt, was der Herr zu Josua spricht: ‚Laß das Buch dieses Gesetzes nicht von deinem Munde kommen, sondern betrachte es Tag und Nacht.‘ Das Wort Gottes soll nicht nur die tägliche Speise seiner Seele, sondern gleichsam die Luft sein, die seine Seele unaufhörlich ein- und ausathmet. Ein Theolog soll es daher nicht nur mit dem Buch in seinen Händen, sondern auch mit dem Gedächtniß in seiner Seele tragen, und es so nicht nur, so oft er kann, mit seinen Leibesaugen, sondern auch ohne Unterlaß und allenthalben, wo er geht und steht, mit den Augen seines Geistes lesen. Das ist es vorerst, was der Apostel meint, wenn er in unserm Texte spricht: ‚Halte an mit Lesen.‘ O seliges Privilegium! O köstliches Amt! Hierin liegt aber noch mehr. Mit dem Wort ‚Halte an‘ bezeichnet der Apostel nicht nur das Wann, sondern auch das Wie des Lesens der Schrift. Ein Diener der Kirche soll sie nämlich hiernach recht eigentlich studiren. Schon allen Christen ruft der Herr zu, nicht nur: ‚Leset‘, sondern: ‚Suchet in der Schrift.‘ Und von den Beroensischen Christen heißt's nicht nur: ‚Sie lasen‘, sondern: ‚Sie forschten täglich in der Schrift, ob sich's also hielte.‘ In einem noch viel höheren Sinne fordert dies der Apostel von dem Diener der Kirche, wenn er ihm zuruft: ‚Halte an mit Lesen.‘ Damit fordert der Apostel ein solches Vertiefen des Predigers in die Schrift, durch welches seine Erkenntniß der Schriftwahrheiten immer reiner, immer klarer, immer vollständiger, immer lebendiger wird; durch welches ihm die Lehren derselben, ihr Zusammenhang, ihr gegenseitiges Verhältniß, ihre rechte Anwendung, die daraus abzuleitenden nothwendigen Schlußfolgerungen und die denselben entgegenstehenden Irrthümer in ihrer Schriftwidrigkeit immer tiefer aufgeschloffen werden.“ (Brosamen, S. 333.)

Dr. Luther schrieb im Jahre 1542 in der Vorrede zu Johann Spangenberg's Postille über die Sonntags- und Festtags-Evangelien und -Episteln: „Aber gleichwohl sind wiederum etliche faule Pfarrhern und Prediger auch nicht gut, die sich auf solche und andere mehr gute Bücher verlassen, daß sie eine Predigt draus können nehmen, beten nicht, studiren nicht, lesen nicht, trachten nichts in der Schrift, gerade als müßte man die Biblia darum nicht

lesen. Brauchen solcher Bücher, wie der Formulare und Kalender, ihre jährliche Nahrung zu verdienen, und sind nichts denn Pfitzige und Dohlen, die unverständiglich nachreden lernen, so doch unser und solcher Theologen Meinung diese ist, sie damit in die Schrift zu weisen, und zu vermahnen, daß sie denken sollen, auch selbst unsern christlichen Glauben nach unserm Tode zu vertheidigen wider den Teufel, Welt und Fleisch. Denn wir werden nicht ewiglich an der Spitze stehen, wie wir jetzt stehen. Und wie uns unsere Vorfahren haben aufgeerbet dies Geheimniß, wiewohl durch den Pabst greulich vernichtet, so erben wir's ihnen auch auf; und ob sie nicht so viel zu thun haben werden, so werden sie doch eben (wo nicht mehr) so viel zu thun kriegen, dem Teufel widerzustehen und zu wehren, daß er nicht wiederum solche Greuel in die Kirche werfe. Darum heißt's, wache, studire, attente lectioni. Fürwahr, du kannst nicht zu viel in der Schrift lesen, und was du liest, kannst du nicht zu wohl lesen, und was du wohl liest, kannst du nicht zu wohl verstehen, und was du wohl verstehst, kannst du nicht zu wohl lehren, und was du wohl lehrest, kannst du nicht zu wohl leben. *Experto crede Ruperto.* Der Teufel ist's, die Welt ist's, unser Fleisch ist's, die wider uns wüthen und toben. Darum, lieben Herren und Brüder, Pfarrherren und Prediger, betet, leset, studirt, seid fleißig. Fürwahr, es ist nicht Faullenzens, Schnarchens und Schlafens Zeit zu dieser bösen, schändlichen Zeit." (Erl. Ausg. 63, S. 371 ff.)

Was Luther den Predigern zuruft, das gilt uns in unserer Zeit noch ganz besonders. Der Secten sind noch viel mehr geworden, die Auflösung aller göttlichen Ordnungen wird immer stürmischer betrieben, die Vorzeichen des jüngsten Tages mehren sich. Die ganze Welt scheint im Taumel des Wahnsinns befangen und vom Teufel besessen zu sein. Wie sollten wir eilen, uns und die uns anvertrauten Seelen zu retten. Wenn man jetzt in unsern Gemeinden öfters klagen hört, unsere Pastoren seien nicht mehr so eifrig, wie die Gründer unserer Synode, so hat diese Klage ihre Berechtigung bei denen, welche nicht so fleißig Gottes Wort studiren, wie jene.

Dr. Luther drang mit solchem Ernst auf das Studium der Schrift als auf das nothwendigste Hauptstudium, daß er den Untergang seiner eigenen Bücher wünschte, wenn ihr Lesen vom Studium der Schrift abhalten sollte. Er schrieb 1539 in der Vorrede zu seinen deutschen Werken: „Gern hätte ich's gesehen, daß meine Bücher allesammt wären dahinten blieben und untergangen. Und ist unter andern Ursachen eine, daß mir grauet für dem Exempel; denn ich wohl sehe, was Nuzes in der Kirchen geschafft ist, da man hat außer und neben der heiligen Schrift angefangen, viel Bücher und große Bibliotheken zu sammeln, sonderlich ohn alle Unterschied allerlei Väter, Concilia und Lehrer aufzuraffen. Damit nicht allein die edle Zeit und Studiren in der Schrift versäümet, sondern auch die reine Erkenntniß göttliches Worts endlich verloren ist, bis die Biblia (wie dem fünften Buch Mose geschah zur Zeit der Könige Juda) unter der Bank im Staube ver-

geffen ist. Und miewohl es nützlich und nöthig ist, daß etlicher Väter und Concilien Schrift blieben sind als Zeugen und Historien; so denke ich doch: *est modus in rebus*, und sei nicht Schade, daß vieler Väter und Concilien Bücher durch Gottes Gnade sind untergangen. Denn wo sie alle hätten sollen bleiben, sollte wohl niemand weder ein- noch ausgehen können für den Büchern, und würden's doch nicht besser gemacht haben, denn man's in der heiligen Schrift findet. Auch ist das unser Meinung gewesen, da wir die Biblia selbst zu verdeutschen anfangen, daß wir hofften, es sollt des Schreibens weniger und des Studirens und Lesens in der Schrift mehr werden. Denn auch alles andere Schreiben in und zu der Schrift, wie Johannes zu Christo, weisen soll, wie er spricht: Ich muß abnehmen, dieser muß zunehmen; damit ein jeglicher selbst möchte aus der frischen Quelle trinken, wie alle Väter, so etwas Gutes haben wollen machen, haben thun müssen. Denn so gut werden's weder Concilia, Väter, noch wir machen, wenn's auch aufs höchste und beste gerathen kann, als die heilige Schrift, das ist Gott selbst, gemacht hat, ob wir wohl auch den Heiligen Geist, Glauben, göttliche Rede und Werk haben müssen, so wir sollen selig werden, als die wir müssen die Propheten und Apostel lassen auf dem Pult sitzen, und wir hienieden zu ihren Füßen hören, was sie sagen, und nicht sagen, was sie hören müssen." (Erl. Ausg. Bd. 1, S. 1 ff.)

Dr. Luther sagte einst: „Das ist mein bester und christlicher Rath, daß man aus dem Bronne oder Quelle Wasser schöpfe, das ist, die Bibel fleißig lese. Denn wer im Text wohl gegründet und geübt ist, der wird ein guter und fürtrefflicher Theologus, sintemal ein Spruch und Text aus der Bibel mehr gilt denn viel Scribenten und Glossen, welche nicht stark und rund sind, und sie halten doch den Stich auch nicht.“ (Erl. Ausg. Bd. 57, S. 7.)

Das Studium der Schrift, soll es uns so leicht Bergeßlichen von bleibendem Werthe sein, muß mit dem Schreiben Hand in Hand gehen. *Nulla dies sine linea*, kein Tag ohne Zeile!

Auch Dr. Luther erklärte die Arbeit mit der Feder für nothwendig zum ersprißlichen Schriftstudium. In seiner Vorrede zu Wenceslaus Lints Annotation in die fünf Bücher Moses, 1534, schreibt er: „So haben wir auch vom Herrn gewissen Befehl, daß wir die Schrift erforschen sollen. Und St. Paulus Timotheo befiehlt, er soll anhalten mit Lesen. (1 Tim. 5, 13.) Nun kann solch Forschen und Lesen nicht geschehen, man muß mit der Feder da sein und aufzeichnen, was ihm unter dem Lesen und Studiren sonderlich eingegeben ist, daß er es merken und behalten könnte. Und haben ohne Zweifel auf diese Weise die Propheten in Mose, und die letzten Propheten in den ersten studirt, und ihre guten Gedanken, vom Heiligen Geist eingegeben, in ein Buch aufgeschrieben. Denn es sind nicht solche Leute gewesen, wie die Geister und Rotten, die Mosen haben unter die Bank gesteckt und eigen Gesicht gedichtet und Träume gepredigt, sondern sich im Mose

täglich und fleißig geübt: wie er denn auch gar oft und hart befiehlt, sein Buch zu lesen, auch dem König, 5 Mos. 17, 19. und Josua 1, 8.“

Eine Anleitung für Theologen, wie etwa das Schriftstudium vor sich gehen sollte, gibt Caspar Huberinus, ein Zeitgenosse Luthers, erst ein Mönch, dann aber hervorragender lutherischer Theologe, Pastor in Augsburg, geboren den 21. December 1500, gestorben den 6. October 1553. Er schreibt von drei Stufen oder Staffeln des Schriftstudiums: „Die erste ist *lectio*, das ist, daß du fleißig lesest und studirest die heilige Schrift, das goldene Buch, die Bibel. Da gebrauchte dein Gedächtniß, auf daß du wissest, wo ein jeglicher Spruch und Historie zu finden sei, in welchem Capitel derselbe eigentlich stehe, auf daß du ein guter Textualis oder Biblicus mögest gerühmt werden. Denn der Herr Christus heißet uns selber die Schrift erforschen und lesen. (Joh. 5, 39. Jes. 8, 20.) Denn dieser Grund muß vor allen Dingen wohl gelegt sein.“

Die Schrift muß also zuerst ihrem Inhalte nach historisch ins Gedächtniß gefaßt werden, und man muß sich in der Schrift auch so heimisch machen, daß man weiß, in welchem Buche, Capitel und Verse die Historien und zum allerwenigsten die wichtigsten Sprüche zu finden seien. Man kann nicht immer, wenn man gewisse Schriftstellen braucht, eine Concordanz bei sich haben. Sehr zu empfehlen ist es hierbei, daß man zu einer guten Ortskenntniß des Schriftinhalts und der hauptsächlichsten Schriftstellen bei seinem Privatstudium stets dieselbe Bibelausgabe gebraucht, da verschiedene angelegte Ausgaben das Gedächtniß leichter verwirren.

Huberinus fährt fort: „Die andere Staffel ist diese: *repetitio*, daß du auf ein Neues die Bibel anfangest zu lesen vom Anfange bis zum Ende nach rechter Ordnung, und daß du immer wieder lesest und täglich im frischen Gedächtniß erhaltest, was du erstlich in der Bibel gelesen hast. Da halte fein klüglich *cum judicio* einen Spruch und Sentenz zum andern. Wo einer den andern erklärt, besser auslegt, gründlicher und deutlicher die Meinung und den Verstand ausdrückt, das zeichne fleißig zusammen und schreib's auch in dein Gedächtniß, das bringt dir vielen Nutzen.“

Hier handelt es sich um das rechte Verständniß der einzelnen Schriftstellen. Und da gilt bei uns nach Gottes Wort als erster hermeneutischer Grundsatz: „Die Schrift ist durch Schrift auszulegen.“ Die Schrift erklärt sich selbst und leidet keine andere Erklärung, als welche dem Glauben ähnlich ist. Wer die Schrift recht studiren will, muß sich einen Commentar anlegen, in welchem er aufzeichnet, welches der Sinn des Heiligen Geistes in jeder Stelle ist, und warum nach der Schrift und dem Zusammenhange der Stelle und nach den Parallelen gerade dies der richtige Sinn sei. Das ist die eigentliche Exegese, die Grundlage des Schriftverständnisses, bei welcher allerdings der Heilige Geist der Ausleger bleibt. Das sollte unsere Hauptarbeit beim Privatstudium sein und bleiben, die Bibel immer wieder exegetisch durchzuarbeiten, Schrift mit Schrift zu vergleichen, und

unsere Sammlung von Commentaren zu den einzelnen Schriftstellen dabei fort und fort zu erweitern und zu ergänzen. Darauf muß die meiste Zeit verwandt werden. Nur der, welchem das Verständniß der Schrift aus der Schrift durch Erleuchtung des Heiligen Geistes aufgegangen ist, kann auch Andern das Verständniß der Schrift eröffnen. Einer unserer Professoren in St. Louis rieth mit Recht seinen Studenten, jeden freien Augenblick ihrer Zeit auf solche exegetische Durcharbeitung der Schrift zu verwenden. Und diese Arbeit bleibt auch im Amte die grundlegende für alle andern.

Huberinus schreibt weiter: „Die dritte Staffel ist *meditatio*. Da nimm auf ein Neues zum dritten Mal die Bibel vor dich und durchlies sie, jetzt zum dritten mit diesem Fleiß: Da trachte dem rechten Verstand heiliger Schrift nach mit besonderem Ernste, und halte dich wohl und ordentlich an Gottes Wort und die Sprüche heiliger Schrift; da mache dir *locos communes*, gemeine Stellen, als nämlich: ‚Von der Gerechtigkeit und Barmherzigkeit Gottes, von der Furcht, Liebe und Vertrauen zu Gott, von dem Gehorsam, Keuschheit, guten Werken‘ 2c. Da hast du denn deine vorigen Sprüche an der Hand im frischen Gedächtniß und weißest, wohin ein jeglicher Spruch gehört, unter welchem *loco communi* er einzuzeichnen und zu merken sei; da wirfst du denn bald den *canonem theologiae*, das ist, Christum in der heiligen Schrift finden. Denn der ist's, auf welchen alle Schrift deutet, darinnen lernst du den rechten Glauben an Christum.“

Beim unausgesetzten Schriftstudium sollen wir uns also einen *index rerum* oder sonstwie geordnete Sammlung der in der Schrift geoffenbarten Sachen, sei es Lehre oder Leben, Predigt oder Amtspraxis betreffend, anlegen, in welcher wir alle Sprüche zusammenstellen, welche als die eigentlichen *sedes* davon handeln, und welche den behandelten Gegenstand beleuchten. Und da die Lehre das Hauptstück ist, aus welcher das Leben fließt, so ist eine aus der Schrift zusammengetragene Darstellung der Lehrartikel, ein *compendium doctrinae*, die rechte Grundlage der *Dogmatik*. Sehr fruchtbringend ist es auch, zuweilen die Schrift mit der bestimmten Absicht durchzulesen, alle Sprüche über eine gewisse Lehre, über welche man unklar ist oder über welche sich Streit erhoben hat, zusammenzutragen und zu vergleichen. — Eine andere segensreiche schriftliche Arbeit beim Studium der Schrift ist die Zusammenstellung dessen, was Gott über die Führung unsers Predigtamtes und unsere Amtspraxis offenbart hat, als Grundlage zur *Pastorale*. — Eine dritte schriftliche Arbeit beim Studium der Schrift, die sich für spätere Zeiten als sehr nützlich erweist, ist die Sammlung von Sprüchen und Schriftgedanken für die Perikopen und Gelegenheitspredigten, also eine Sammlung *homiletischen Materials*. Den Grundstock aller dieser Sammlungen sollte die Schrift bilden, was man sonstwo dafür Brauchbares findet, kann dann dazu eingetragen werden.

Somit ist und bleibt das nothwendigste Stück unsers Privatstudiums das Forschen und Lesen der Schrift. Dasselbe ist unbedingt nothwendig

und kann keinen Tag unterbleiben, es gehört nach Gottes Wort ebensowohl zu unserm Amte und Berufe, als das Lehren und Predigen, ja, ohne dasselbe gibt es keine rechte Vorbereitung auf das Hauptstück unsers Amtes, auf die Predigt. Keine andern Schriften sind der Bibel gleichzustellen, kein anderes Studium ist uns so noth, als das der Schrift. Das ist Gottes klare Lehre, das ist daher auch unser gutes lutherisches Bekenntniß. Wir sagen mit der

Concordienformel: „Wir glauben, lehren und bekennen, daß die einige Regel und Richtschnur, nach welcher zugleich alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilet werden sollen, sind allein die prophetischen und apostolischen Schriften Altes und Neues Testaments, wie geschrieben steht: Dein Wort ist meines Fußes Leuchte und ein Licht auf meinem Wege. Ps. 119. Und St. Paulus: Wenn ein Engel vom Himmel käme und predigte anders, der soll verflucht sein. Gal. 1. Andere Schriften aber der alten oder neuen Lehrer, wie sie Namen haben, sollen der heiligen Schrift nicht gleich gehalten, sondern alle zumal mit einander derselben unterworfen, und anders oder weiter nicht angenommen werden, denn als Zeugen, welcher Gestalt nach der Apostel Zeit und an welchen Orten solche Lehre der Propheten und Apostel erhalten worden.“ (Müller, S. 518.)

(Fortsetzung folgt.)

(Eingefandt.)

Gehört die dem Gesetz bei der Gesetzgebung hinzugefügte Verheißung, daß Gott denen, die ihn lieben, das Halten seiner Gebote aus Barmherzigkeit belohnen wolle bis in das tausendste Glied, in das Gesetz oder in das Evangelium?

(Schluß.)

IV.

Um in der Sache recht gewiß zu werden, wird es nöthig sein, einige Einwürfe zu beantworten. Erster Einwand: Es gibt nur Ein Evangelium und dies eine ist ganz und gar nicht von Werken abhängig und hat nichts mit unsern Werken und dem Gesetz zu thun. Dies Evangelium ist „die göttliche Lehre von der gnädigen Vergebung der Sünden durch den Glauben an Christum zum ewigen Leben“. Das ist es seinem Wesen und seiner Beschaffenheit, Natur und Wirkung nach. Antwort: Es ist wahr, es gibt nur Ein Evangelium und dasselbe ist ganz und gar nicht von unsern Werken abhängig, aber es ist nicht wahr, daß dasselbe gar nichts mit unsern Werken und dem Gesetz zu thun habe. Ich glaube nicht nur, daß mich der Heilige Geist „durch das Evangelium erleuchtet“, sondern auch, daß er mich durch dasselbe Evangelium „heiliget“, und eine Heiligung ohne Gesetz

und Werke gibt's nicht. Durch das Evangelium vergibt uns Gott nicht nur die Sünde, sondern hilft uns auch von derselben. Es tröstet Christus nicht nur durch dasselbe die verzagten Gewissen, sondern bewirkt auch, indem es tröstet, daß die Getrösteten den Weg seiner Gebote laufen. Ps. 119, 32. So wahr es ist, daß das Evangelium nie von unsern Werken abhängt, so ist es doch nicht zu leugnen, daß unsere Werke vom Evangelium so abhängen, daß der Heilige Geist jedes gute Werk durch das Evangelium wirkt. Wir müssen daher wohl unterscheiden, was das Evangelium in der Rechtfertigung des armen Sünders vor Gott und was es in den Gerechtfertigten wirkt.

Joh. B. Carpzov schreibt: „Die evangelischen Verheißungen sind doppelter Art. Entweder sie gehören zum Wesen des Evangeliums, welches in der Darbringung des Heils durch Christum besteht, worauf sich der Glaube stützt, oder sie gehören zu den Wirkungen und Eigenschaften des Evangeliums, nämlich zur Erlangung der durch den Glauben hervorbrachten Werke. Ich sage mit Absicht, daß sie zu den Eigenschaften und Wirkungen des Evangeliums gehören. Denn das Evangelium predigt nicht nur die Gnade der Heiligung, sondern verheißt auch denen, die dieselbe recht gebrauchen, Belohnungen. Wie aber diese Gnade nicht zur Rechtfertigung gehört, sondern derselben folgt, so gehört auch die Verheißung der Belohnung, welcher dieser recht gebrauchten Gnade versprochen wird, nicht zur Rechtfertigung selbst, ist aber nothwendig mit derselben verbunden und muß mit derselben unmittelbar zusammenhängend betrachtet werden. Aber beide Verheißungen schließen, weil sie evangelische sind, jedes Verdienst von unserer Seite aus. Sehr gut sagt Chemnitz: .Jene andere Verheißung, welche zur Folge der Rechtfertigung gehört, ist nicht gesetzlich, sondern in denen inbegriffen, welche in Christo Ja und Amen sind. Daher die Werke, welchen diese Belohnungen versprochen werden, nicht Mittel oder conditiones sine qua non sind, unter welchen etwas versprochen wird, sondern nur Zeichen und Zeugnisse des Glaubens und des Rechts der himmlischen Erbschaft, welche schon vorher durch den Glauben an Christum angenommen worden ist.“ Isagoge in Symbol. libr. pag. 220.

Zweiter Einwand: Die evangelischen Verheißungen sind freie Gnadenverheißungen, die gesetzlichen sind durch Werke bedingte. Eine Verheißung, die durch das Lieben Gottes und das Halten der Gebote Gottes bedingt ist, ist eine gesetzliche. Daher muß auch diese, von welcher wir handeln, eine gesetzliche sein. Antwort: Gewiß, eine Verheißung, die durch das Halten der Gebote Gottes bedingt ist, ist eine gesetzliche; aber die evangelische Verheißung ist nicht nur in der Rechtfertigung, sondern auch in der Heiligung eine freie; da ja der Glaubensgehorsam der Christen jene Belohnung nicht verdient, und die Verheißung derselben nicht verursacht, sondern Gott aus Barmherzigkeit wohlthun will, also auch aus Barmherzigkeit verheißt. So wenig die Verheißung des Evangeliums durch den Glauben bedingt

ist,¹⁾ oder der Glaube in der Rechtfertigung eine Bedingung ist,²⁾ so wenig ist auch der aus Gnaden gewirkte Glaubensgehorsam eine Bedingung der Verheißung. Denn wie das allererste Sehnen nach Gnade, so ist auch das leiseste Verlangen, Gott aus Liebe und Dankbarkeit zu dienen, in jeder Beziehung Gnade. Nicht ein Gebot oder Thun des Menschen an sich macht die Gnade zu einer bedingten, sondern dies geschähe, wenn ein Werk oder Thun des Menschen an die Stelle der Gnade gesetzt oder mit zur Ursache der Schenkung der Gnade gemacht würde. Denn wenn Gott befiehlt: Taufet! oder: Eßet und trinket von dem Brod und Wein im heiligen Abendmahl! so ist das auch ein Thun, und zwar ein solches, ohne welches kein Sacrament da ist, und doch ist dieses das lieblichste Evangelium in der Form des Gebots, weil Gott seine Gnade an die äußerlichen Zeichen geknüpft hat, und dieses Thun nicht an die Stelle der Gnade gesetzt, noch mit zur Ursache derselben gemacht wird. Daher schreibt auch Mart. Chemnitz zu 2 Mos. 20, 5. 6.: „Hier wird geredet von der Barmherzigkeit, 5 Mos. 7, 9. 12., welche Gott den Frommen gewährt, damit er bezeichne, daß diese Verheißung nicht aus Verdienst, sondern aus der Gnade abzuleiten sei.“ *Loci theol.* III, 93. 1690.

Dritter Einwand: Gott stellt bei der Gesetzgebung Verheißung und Drohung zusammen. Da nun die Drohungen gewißlich nicht in das Evangelium gehören, so muß man die Verheißung so auffassen, daß sie der Drohung entspricht. Wer Böses thut, wird bestraft, wer Gutes thut, wird belohnt. So schließt auch die Vernunft und kann sich daher auch gar nicht in das Kreuz der Christen finden. Antwort: Daß Gott bei der Gesetzgebung diese Verheißung ausspricht, macht sie keineswegs gesetzlich. Bei der Aussendung der Jünger, das Evangelium in aller Welt zu predigen, fügt Gott auch die Drohung hinzu: Wer nicht glaubt, der wird verdammt. Dadurch wird aber doch keineswegs die Verheißung: „Wer glaubet und getauft wird, der wird selig“, eine gesetzliche. Den Einsetzungsworten des heiligen Abendmahls fügt Paulus die Drohung hinzu: „Wer aber unwürdig isset, der ist schuldig an dem Leib des HErrn“, und doch wird die Verheißung: „für euch gegeben zur Vergebung der Sünden“, deshalb nicht im Geringsten gesetzlich. Die Drohung entspricht hier nicht der Verheißung, sondern steht derselben entgegen. Es ist gewiß, es steht im Herzen der Menschen geschrieben, daß das Böse bestraft wird und das Gute belohnt werden muß, aber es steht nicht in den Herzen der Heiden, daß Gott aus Barmherzigkeit wohl thun wolle bis in das tausendste Glied, und das ist hier zu beweisen, wenn man diese Verheißung aus dem Naturgesetz ableiten will. Zu der Verheißung 2 Mos. 20, 5. schreibt Joh. B. Carpzov also: „Obgleich die Verheißung 1. dem Gesetz angehängt ist;

1) Lehre und Wehre XIX, 50.

2) Westlicher Synodalbericht 1875, 32.

2. den Drohungen desselben entgegengesetzt wird, und 3. denen verheißen wird, die ihn lieben und seine Gebote halten, so ist sie doch keine gesetzliche, weil, wie Chemnitz bemerkt, geredet wird von der Barmherzigkeit, welche Gott den Frommen gewährt, damit er darthue, daß diese Verheißung nicht vom Verdienst, sondern von der Gnade abhängt. 5 Mos. 7, 12. Dagegen beweist nichts, daß sie dem Gesetz angehängt sind, denn wenn das auch so ist, so ist es doch nur insofern der Fall, als das Gesetz nach dem Fall der Menschen verkündigt worden ist. Gal. 3, 21. „Wenn ein Gesetz gegeben wäre, welches lebendig machen könnte, so käme die Gerechtigkeit aus dem Gesetze.“ Es beweist auch nichts, daß sie den Drohungen entgegengesetzt sind, denn das geschieht nur, da hier deren allgemeines Verhältniß in Betracht kommt, keineswegs aber in specifischer Weise. Es kann auch nicht dagegen eingewandt werden, daß die Verheißung denen gegeben sei, die Gott lieben und seine Gebote halten. Denn dies ist subjective, aber keineswegs causaliter zu verstehen. Es gibt ja Gott nicht deswegen diese Verheißung, weil sie ihn lieben und seine Gebote halten, denn die Belohnung soll ja aus der Barmherzigkeit hervorgehen, darum wird hier nicht die Ursache angegeben, sondern das Subject bezeichnet, welchem Gott aus Gnaden wohlthun will.“ Isagoge in libr. Symb. pag. 1010.

Vierter Einwand: Es ist Vermischung von Gesetz und Evangelium, wenn man behauptet, die Verheißung gehöre deshalb in das Evangelium, weil das Lieben und Halten der Gebote dem Glauben folgt. Antwort: Wer nicht nur die Befehreung ihrem allerersten Ursprung und Anfang nach, sondern auch die derselben folgende Heiligung der im Evangelio dargereichten freien Gnade zuschreibt, der verherrlicht nur das Evangelium, wenn er nun auch alle Belohnung des Gehorsams der Christen aus der Barmherzigkeit und dem Evangelio herleitet. Derselbe hebt auch ebensowenig weder das Gesetz auf, noch schwächt es ab. Ja gerade dann bleibt das Gesetz in seiner ganzen Strenge stehen, wenn man festhält, nach demselben gibt's für keinen Sterblichen eine Belohnung im eigentlichen Sinn. Also ist nicht das Vermischung des Gesetzes und Evangeliums, wenn wir bekennen, daß ein und dasselbe Evangelium uns heiligt, welches uns erleuchtet, sondern dies, wenn wir trotzdem der von dem Heiligen Geist aus Gnaden gewirkten Glaubensfrucht einen andern Grund unterschrieben wollten als die Gnade Gottes und daher in den Menschen die Ursache verlegen wollten, weshalb Gott den Glaubensgehorsam belohnte.

Fünfter Einwand: Der eigentliche Inhalt des Evangeliums ist Christus und sein Verdienst. Diese Verheißung sagt auch kein Wörtlein von Christo und seinem Verdienste, darum kann sie auch nicht evangelisch sein. Antwort: Nur durch Christum kann Gott einem Volk oder Menschen zurufen: Ich bin dein Gott; nur um Christi willen und wegen dessen Verdienst kann Gott einem Menschen Barmherzigkeit erzeigen und ihn segnen, Eph. 1, 3.; nur durch Christum ist es möglich, daß wir Gott lieben und seine Gebote halten,

denn ohne ihn können wir nichts thun; nur in Christo kann Gott die Nachkommen eines Christen segnen bis in das tausendste Glied, denn in ihm sind schon alle Völker der Erde gesegnet; nur um Christi Verdienstes willen kann Gott die guten Werke belohnen, weil allein um Christi willen Gott, dem Gerechten, die Person gefällt, die diese Werke thut, und weil ferner Christi vollkommener Gehorsam die Schwächen und Mängel desselben zudeckt. Der eigentliche Inhalt des Evangeliums ist Christus mit seinem Verdienst, auch dieser Verheißung Grund, Ursprung, Mittel und Ende ist Christus, obwohl der Name Jesus in derselben nicht genannt wird und sie oben über dem Gesetz steht, daher muß auch dieselbe eine evangelische sein.

G. A. M.

(Eingefandt.)

Kurze Zusammenstellung der Haupteinwürfe gegen die Lehre von der Eingebung der heiligen Schrift.

Es hat bekanntlich in dieser leztbetrübten Zeit sonderlich die heilige Schrift recht herhalten, ein rechter Märtyrer werden müssen. Denn nachdem der böse Geist aus dem Abgrunde bereits alle Lehren der heiligen Schrift, von der Lehre von der heiligen Dreieinigkeit an bis zur Lehre von der Wiederkunft Christi zum Gericht angefochten, entstellt oder gar verworfen hat, versucht er sich auch an der heiligen Schrift selbst; er leugnet die göttliche Eingebung derselben. Seine Berechnung, die ihm nicht trügt, steht darauf: Kann ich den Christen dieses Buch, auf welches sie sich fast mit jedem dritten Wort berufen, ungewiß machen, daß sie an seiner Göttlichkeit zweifeln, so habe ich ihnen damit gleichsam den Boden unter den Füßen weggezogen, sie kommen ins Schwanken, und mein ist der Sieg! Die Bekämpfung des göttlichen Wortes ist allerdings nicht neu, im Paradiese schon nahm sie ihren Anfang mit den Zweifel erregenden Worten der Schlange: „Ja, sollte Gott gesagt haben?“ Wie vollständig ihm diese Versuchung gelang, ist durch den Sündenfall unserer ersten Eltern erwiesen, und in welch namenloses Unglück das ganze menschliche Geschlecht dadurch gerathen ist, erzählt uns die heilige Schrift aller Orten. Das Betrübendste hierbei ist, daß der böse Feind viele getreue Diener zu Werkzeugen hat, die ihm im Kampfe gegen Gottes Wort zur Hand gehen, und zwar, ihres Meisters würdig, mit einer solchen Fluth von Widerspruch, Zweifel, Verdächtigung und Lästerung, daß man nicht recht weiß, wohin der Blick zunächst sich wenden soll.

In dieser Arbeit sehe ich gänzlich von solchen Personen ab, die öffentlich und ohne Scheu sagen: Die Bibel haben die Pfaffen gemacht, es gibt keinen Gott, es gibt keine Vergeltung, keinen Himmel, keine Hölle; denn das ist doch zu grob und plump. Ein Christ, dem es ein Ernst um seine

Seligkeit ist, läßt sich durch solche Leute nicht betrügen. Anders steht die Sache, wenn solche im Kampf gegen die Schrift auftreten, die den Schein der Kirchlichkeit haben, die äußerlich christliches Wesen zeigen, die den Ruf der Gelehrsamkeit besitzen, wohl gar in kirchlichen Aemtern und Würden stehen. Doch sofern solche Personen Kirchengemeinschaften angehören, die in der Lehre nicht richtig stehen, wird ein Christ, der geübte Sinne hat und Glied der rechtgläubigen lutherischen Kirche ist, ein wenig stutzig, er wird sich erst noch besinnen, ob er, was er da hört, annehmen oder verwerfen soll. Gefahr der Verführung ist schon da und sie ist größer als bei den erstgenannten. Nicht wenige sind durch solchen Schein bethört worden; das Schafskleid betrog sie. Noch größer aber ist die Gefahr, wenn Personen, wie die eben beschriebenen, inmitten der Kirche, die sich lutherisch nennt, gegen die göttliche Eingebung der heiligen Schrift streiten. Da der Feind nun nicht mehr außerhalb, sondern innerhalb der Festung sich befindet, ist er viel gefährlicher als alle, die draußen vor der Festung liegen; denn möchten diese immerhin, vom bösen Geist angetrieben, die Mauern bestürmen, so lange die Vertheidiger derselben wie aus Einem Munde die Parole erheben: „Das Wort sie sollen lassen stahn!“ und ebenso das Feldgeschrei: „Gottes Wort und Luthers Lehr vergehet nun und nimmermehr!“ würden die Feinde an der Eroberung der Festung schließlich verzweifeln müssen. Aber der Feind ist mitten in der Festung drinnen, ein unheimlicher Feind, er nennt sich auch lutherisch. Wie nun? Nur getrost, mein lieber Christ, du kennst doch den, von welchem die Schrift sagt: „Herrsche unter deinen Feinden“ (Ps. 110), und ebender selbe hat die Verheißung gegeben: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“ (Matth. 24).

Die Inspirationsfrage, die Frage von der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift, ist zu unserer Zeit in vielen christlichen Gemeinden, Ländern und Völkern eine brennende geworden. Sie wird nicht nur in falschgläubigen Kirchengemeinschaften, sondern auch unter denen, die sich lutherisch nennen, nicht nur in Gelehrtenkreisen, sondern auch von sogenannten Laien besprochen. Sie ist daher jedermann sehr nahe getreten.

Die Inspirationslehre ist nicht neu, sie ist schon so alt, als es überhaupt ein Gottes Wort gibt, gleichviel ob geredet oder geschrieben. Doch um das geschriebene Wort Gottes handelt es sich im gegenwärtigen Streit, und zwar hauptsächlich um die Fragen: Gibt es ein geschriebenes Wort Gottes? und wie ist das geschriebene Wort Gottes entstanden? Ist dieses klar gestellt, so ist damit auch das geredete Wort Gottes entweder anzuerkennen oder zu verwerfen.

Im dogmatischen Inspirationsbegriff sind vornehmlich drei Momente enthalten. Die Inspiration ist 1. „eine ganz besondere, von allen sonstigen Thätigkeiten des Heiligen Geistes unterschiedene Thätigkeit“; 2. „ist kraft derselben den Männern, die die heiligen Schriften verfaßt haben, wie sie

geschrieben, sowohl nach Inhalt als auch nach Form (Wörterinspiration) überliefert“, und endlich 3. „empfangen zugleich die Männer Gottes den impulsus ad scribendum, und wenn sie demselben folgten, so war, was sie schrieben, allerdings eine Nachschrift, ein Dictat.“

Es ist versucht worden, nachzuweisen, daß der altkirchliche Inspirationsbegriff ein anderer sei, als der unserer Dogmatiker. Doch das ist nicht gelungen. Das ganze kirchliche Alterthum (Augustin voran) hält an der unbedingten Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift in Folge unmittelbarer Eingebung derselben fest. Dasselbe gilt bekanntlich auch von Luther.

Der Liberalismus, der Geist der Verneinung, sagt ohne Rückhalt: Gott hat nicht geredet, sondern die Menschen haben geredet, getrieben nicht vom Heiligen Geiste, sondern von ihrem eigenen Geiste. Und: Gott hat nicht durch Menschen geredet, während die Schrift 2 Sam. 23, 2. ausdrücklich sagt: „Der Geist des Herrn hat durch mich geredet, und seine Rede ist durch meine Zunge geschehen“; vgl. Symb. Nic.: „Der durch die Propheten geredet hat.“ Aber auch von den liberalen Theologen abgesehen: so viel Theologen so viel Verschiedenheit im theologischen Denken und in ihren Aussprüchen, eine buntscheckige Musterkarte aller möglichen Theorien und Phantasien, die sich überall mit der heiligen Schrift schlecht reimen. Immer mehr kommen diese modernen Theologen auf den alten, vulgären Rationalismus zurück, der Leugnung der Wunder Jesu: Befreiung der Besessenen, Wunderspeisung, Jesu Auferstehung; weil sie Jesu Wort nicht mehr haben, so fallen auch Jesu Werke dahin. Glauben, ja, können diese wohl glauben, daß Gott durch Menschen geredet habe? Daß er rede in seinem Wort? Ihre Vernunft-Weisheit findet ihren adäquaten Ausdruck in der Pilatusfrage: „Was ist Wahrheit?“

Ein angesehener Professor sagt, daß die Lehre von der Inspiration, so, wie sie von unsern Dogmatikern ausgebildet worden ist, nicht aus gläubigem Verständniß der heiligen Schrift, sondern aus schlechten, rationalistischen Reflexionen stamme. Diese Lehre, wie sie vorliege, sei Consequenzmacherei aus richtigen, aber falsch gedeuteten Voraussetzungen. Dahin ist es gekommen, daß ein Rationalist den Bibelgläubigen „rationalistische Reflexionen“ beimißt, sich selber aber mit dem Schein der Rechtgläubigkeit umgibt.

Wie die Leugner der Gottheit Christi eine gewisse „Göttlichkeit“ Jesu zugeben, nur nicht im absoluten Sinn, so gibt auch jener Professor sich den Schein, als glaube und lehre er eine gewisse „Inspiration“ der Schrift, nur nicht in „absoluter Fassung“. Man sagt, die absolute Inspiration lasse sich aus der Schrift nicht beweisen. Doch. So lange sie nicht selber sagt, daß Irrthümer in ihr enthalten sind, so lange steht die absolute Inspiration fest.

Ein anderer gelehrter Professor sagt, es sei nicht so zu verstehen als ob die Bibel fix und fertig vom Himmel gefallen wäre. Aber so muß man

es machen, um den christlichen Glauben an die Inspiration der heiligen Schrift lächerlich zu machen.

Lassen wir diesen Herren den Ruf der Gelehrsamkeit; ihnen gegenüber sind unsre Dogmatiker bessere Führer, denn sie ruhen mit ihrem Inspirationsbegriff auf dem Zeugniß der Schrift, welches sie ganz und voll annehmen.

Sehen wir uns verschiedene Ausstellungen, die an der Inspirationslehre gemacht werden, etwas näher an, so finden wir, daß diese Lehre eine Schulfrage genannt wird, die den christlichen Glauben unberührt lasse. Was für ein Glaube das sein mag, der von der Frage: ob die Bibel Gottes Wort sei oder nicht, unberührt bleibt? Der christliche Glaube ist es gewiß nicht; denn dessen Fundament ist einzig und allein Gottes untrügliches Wort. Verliert der Mensch dieses Fundament, so mag er glauben, was er will, sein Glaube ist alsdann allemal eitel. Das geschriebene Wort Gottes ist in der Anfechtung seine Stütze, im Tode sein Trost; verliert er dieses Wort, so verliert er seinen Halt, wankt und fällt. Das Wort Gottes ist des Christen Waffe, mit der er dem Satan entgegenzutreten und ihn bekämpfen soll, wie ihm der Gläubigen Vorkämpfer, Christus, in der Wüste gezeigt; entbehrt der Mensch diese Waffe, wie will er im Kampf bestehen?

Man sagt, es werde nicht genügend zwischen Bibel und Gottes Wort unterschieden. Somit hätten wir Recht und Pflicht, an der Schrift Kritik zu üben, um festzustellen, was Gottes Wort in der Bibel sei oder nicht. Da würde es denn nicht fehlen, daß je länger je mehr Wahrheit abgethan würde, bis überhaupt keine Bibel mehr vorhanden wäre. Umgekehrt wäre es richtiger. Die Bibel soll uns zur Schule führen und überzeugen, daß Bibel und Gottes Wort nicht zu unterscheiden, sondern ein Ding ist.

Den christlichen Glauben von der Inspiration und Irrthumslosigkeit der heiligen Schrift hat man Consequenzmacherei, logischen Eigensinn, Weg der Schlußfolgerungen titulirt und sich hinter die Offene-Fragentheorie zu verschanzen gesucht. Ganz natürlich; denn wo man das Wort Gottes nicht mehr gelten läßt, da kann selbstverständlich nichts anderes übrig bleiben, als lauter offene Fragen. Das haben schon die Herausgeber des Concordienbuches kommen sehen, welche in der Vorrede zu demselben es ausgesprochen haben, „daß endlich die rechte Lehre gar verdunkelt und verloren und auf die nachkommende Welt anders nichts denn ungewisse opinionones und zweifelhaftige disputirliche Wahn und Meinungen gebracht werden“.

Die Inspirationslehre der alten Dogmatiker sei eine zu mechanische, maschinenmäßige. Aber wie kann ein in Gott, dem Herrn, im Glauben und in der Liebe hingeebener Apostel, der nun auch das zu schreibende Wort heiliger Schrift empfängt, zu dem sein Herz Ja und Amen

sagt, eine Maschine genannt werden? Will man eine Lehre widerlegen, so gelingt dies ja freilich am leichtesten, daß man einen Popanz daraus macht.

Man hat Anstoß daran genommen, daß die heiligen Schreiber Werkzeuge des Heiligen Geistes genannt werden. Gottes Werkzeuge waren sie allerdings. Sagt doch Paulus ausdrücklich Röm. 15, 18.: „Ich dürfte nicht etwas reden, wo dasselbige Christus nicht **durch mich** wirkte.“ Wenn Menschen, namentlich die biblischen Schriftsteller, Gottes Werkzeuge genannt werden, so ist dies nicht in dem Sinne eines todten Werkzeugs oder einer Maschine zu verstehen, sondern so wie sie auch in der Schrift genannt werden: „auserwähltes Rüstzeug“ oder „Gefäß“. Ist es doch nach Gottes Wort gerade die allerhöchste Ehre und Würde, die ein Mensch erreichen kann, ganz und völlig Gottes Werkzeug zu sein; dagegen Abfall von Gott, wenn man neben Gott selbständig sein will.

Man hat die Erleuchtung der göttlichen Eingebung der heiligen Schrift wesentlich gleichgestellt. Aber die Inspiration ist mit der Erleuchtung der heiligen Schreiber ebenso wenig in irgend einer Weise zusammenzuwerfen, als die andern Gnadengaben mit dieser gegeben sind. Sie ist vielmehr eine besondere durch den Geist Gottes gewirkte Ausrüstung behufs einer bestimmten Leistung für den Herrn und an der Gemeinde Jesu Christi.

Man hat es so hinzustellen versucht, als ob die Inspiration den Gläubigen darin bestehe, daß die heiligen Schreiber bewußtlose, willenlose Schreiber und keine Zeugen gewesen seien. Das hat jedoch die christliche Kirche nirgend gesagt, sondern nur dieses, daß all ihr Zeugniß nach Form und Inhalt vom Heiligen Geist eingegeben sei, wie die Schrift lehrt, und also des Heiligen Geistes Zeugniß selbst ist. Matth. 10, 20.: „Ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet.“

Ganz unbefangen spricht ein gelehrter Professor, der auch auf Rechtgläubigkeit Anspruch erhebt, es aus, daß er keinen wesentlichen Unterschied zwischen der Inspiration des Heiligen Geistes und dem allgemein schöpferisch-erhaltenden Wirken Gottes und somit zwischen Natur und Gnade kenne.

Eine nicht wenig beliebte Unterscheidung wird gemacht zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem in der Schrift, und zwar so, daß nur jenes irthumslos sei. Was gehört nun zu diesem Wesentlichen? Wo ist die Grenze desselben? Hier kann wieder ein jeder seiner eigenen Meinung folgen, und so steht dann nichts mehr fest in der Schrift. Auch will man in der heiligen Schrift, wie sonst in menschlichen Büchern, Haupt- und Nebensachen unterscheiden, jene festhalten, diese unter Umständen preisgeben. Das ist abermal eine falsche Stellung zur heiligen Schrift; sie ist kein menschliches Buch, sondern Schrift von Gott eingegeben und vom Herrn selbst ausdrücklich anerkannt. Darum denn

auch die Schrift an keiner Stelle „gebrochen“ werden kann. Es ist Vermessenheit, in der heiligen Schrift solche Unterschiede zu machen, denn nach der Verheißung des Herrn soll sein Wort Himmel und Erde überdauern.

Die Schrift sei Urkunde und Zeugniß der göttlichen Offenbarung in allen Dingen, die das Heil und die Heilsgeschichte betreffen; wenn in chronologischen, geographischen, ethnographischen und dergleichen Dingen Irrthümer mit unterlaufen, so thue dies der Schrift keinen Eintrag. Man könne menschliche Gebrechen in zum Theil gleichgültigen Dingen in der Schrift finden und sie doch als Norm gebende Urkunde göttlicher Offenbarung anerkennen und ein guter Christ sein. Ist das nicht vielmehr Abfall vom Glauben, daß die Bibel Gottes Wort ist?

Manche geben vor, eine wörtliche Inspiration der heiligen Schrift anzuerkennen, aber nicht in solchen Stellen, die für das Heil und dessen Geschichte gleichgültige Notizen enthalten. Was gehört zum Heil und dessen Geschichte? Wer hat darüber zu bestimmen? Andere sagen: Wir glauben nicht, daß es bei der Inspiration des Thomas von Kempen wesentlich und principiell anders hergegangen ist, als bei der des Paulus.

Man sagt auch, der Glaube habe kein Interesse daran, daß die Schrift in allen kleinen Dingen mit sich selbst stimme. Hat nicht der Glaube vor allem ein Lebensinteresse daran, eine im wahren Sinn des Wortes göttliche, irrthumslose Schrift zu haben? Kann er bestehen, wenn er nicht aus voller Ueberzeugung sagen kann: „Dein Wort ist die Wahrheit“?

In Summa: wenn die heiligen Menschen Gottes, die geredet und geschrieben haben, getrieben durch den Heiligen Geist, nichts anderes in ihren Schriften niedergelegt haben als ihre Erleuchtung, wenn ihren Schriften die angegedichteten Mängel und Unvollkommenheiten wirklich anhaften, dann hat ihr Wort keinen größeren Werth als dasjenige der Erleuchteten überhaupt und wir haben kein von aller menschlichen Beimischung gänzlich freies Gottes Wort.

Die Beschuldigung ist allerdings erhoben, daß in der Bibel manche handgreifliche Widersprüche enthalten seien, z. B. in Zahlen, Verwechslungen von Namen etc., so daß man sagen müsse: hier ist ein Irrthum oder ein Widerspruch mit früheren Angaben. Johannes, Paulus, Jesus haben geirrt. — Aber sogar in nichttheologischen Kreisen hat man erkannt, wie unberechtigt dies ist, und hat sich daselbst einer Ehrenrettung der Bibel nicht geschämt. Denn nachdem auch die Apostelgeschichte von vielen Theologen im Stich gelassen worden ist, hat der bedeutende Alterthumsforscher Professor Ernst Curtius zu Berlin einen Vortrag über „Paulus in Athen“ gehalten. Darin sagt er unter anderm: „Es ist in den 16 Versen des Textes eine solche Fülle von geschichtlichem Material ent-

halten, es ist alles so prägnant und eigenartig, so lebensvoll und charakteristisch, es ist nichts Redensartliches und Schablonenhaftes darin, wie es der Fall sein würde, wenn jemand eine erdichtete Erzählung vorträgt. Es ist auch unmöglich, eine Tendenz nachzuweisen, welche eine Erfindung irgend wahrscheinlich machen könnte. Man muß in Athen zu Hause sein, um den Bericht recht zu verstehen“ 2c.

Wer an der Inspiration in irgend welchem Maße festhält, muß, wenn ihm die Absicht derselben klar wird, folgerichtig zu der Ueberzeugung kommen, daß keine Angabe der heiligen Schrift etwas thatsächlich Unrichtiges oder einen Irrthum enthalten kann. Ich hoffe zuversichtlich, daß mir aus der heiligen Schrift, die aus den Händen der heiligen Schriftsteller hervorgegangen ist, kein wirklicher Irrthum, das heißt, kein Widerspruch der heiligen Schrift mit sich selber, wird nachgewiesen werden; aber wenn es geschähe, so würde ich ihn sicherlich weit eher auf die Rechnung der Abschreiber, als der Schreiber setzen.

Man gibt Inspiration der heiligen Schrift vor und verwirft doch das, was das Wort „Inspiration“ sagt, nämlich daß die ganze heilige Schrift vom Heiligen Geiste eingehaucht und eingegeben ist. Das ist ein unhaltbarer Widerspruch. Man nennt die Schrift „Gottes Wort“ und glaubt nicht, daß Gott in jedem Wort zu uns redet, daß Gott der eigentliche Verfasser der heiligen Schrift ist. Das ist Falschmünzerei, wenn auch zum Theil unbewußte. Man will Inspiration festhalten und verwirft doch die Verbalinspiration, und sie muß doch gerade das sein, weil die Gedanken nur in Worten ihren Ausdruck finden. Wie viel oft auf ein einziges Wort bei einem in der Schrift geführten Beweise ankommt und wie der Herr und die Apostel auch die einzelnen Worte und Ausdrücke in der heiligen Schrift als von Gott herstammend ansehen, zeigen unter anderm Joh. 10, 34—36. Hebr. 4, 7. 8. 12, 26. 27. Die im jetzigen Text vorhandenen Abweichungen sprechen nicht dagegen, weil es sich bei der Inspiration selbstverständlich nur um den ursprünglichen Text handelt.

Die Schrift als Ganzes enthalte keinen Irrthum, sondern nur im Einzelnen. Das Ganze setzt sich aus den einzelnen Theilen zusammen, und wenn in den einzelnen Theilen Irrthümer sind, so ergibt sich als Summa nimmer ein einheitliches Ganzes. Wenn ein einziges Verschen der Schrift mit Unterbrechung des unmittelbaren Einflusses des Heiligen Geistes geschrieben ist, so ist es dem Satan ein Kleines, das selbe vom ganzen Capitel, vom ganzen Buch, endlich vom ganzen Bibelbuch anzunehmen und folglich alles Ansehen der Schrift aufzuheben. Darum: „Widerstehe den Anfängen!“

Die Schrift ist das Heilszeugniß Gottes nicht nur für die, welche bereits zum Glauben gekommen sind, sondern zunächst und vor allem für solche, die erst zum Glauben kommen sollen. Und diesen wird ein irrthumsvolles Gotteswort schwerlich als ein in sich selbst gewisses Gotteswort er-

scheinen. Wer sind diejenigen, die sich die Geschicklichkeit beilegen, zu richten, was in der Bibel göttliche Wahrheit, und was menschlicher Irrthum ist? Und nach welchem Maßstab wollen sie das Messen vornehmen? Menschen sind fehlsam und ihr Maßstab, die menschliche Wissenschaft, hinfällig.

Man sagt, die Inspirationslehre finde sich zwar bei unsern Dogmatikern, aber symbolisch sei sie nicht fixirt, denn die Symbole lehrten nicht, daß die Schrift vom Heiligen Geist eingegeben sei. Da täuscht man sich. Ist nicht die Auffassung von der heiligen Schrift als dem untrüglichen Worte Gottes geradezu die Voraussetzung, auf der alle unsere Bekenntnisse ruhen? Sagen sie denn nicht, daß die einzige Regel und Richtschnur, nach welcher alle Lehren und Lehrer gerichtet und geurtheilt werden sollen, allein die prophetischen und apostolischen Schriften Alten und Neuen Testaments sind; daß ihnen die heilige Schrift der Probirstein, der allerschärfste und reinsten Brunnen Israels ist? Das sagen sie, weil ihnen die Schriften der Apostel und Propheten Gottes Wort, die volle, irrthumslose Wahrheit war, und nun haben die symbolischen Bücher die Inspirationslehre nicht fixirt?

Früher war man der Meinung, es sei orthodox-lutherische, ja allgemein christliche Lehre, daß die Schrift irrthumslos sei, nun ist es „eine judaistische, gefährliche Irrlehre“, ein „gemeinschädliches“ Unterfangen, zu sagen, sie sei irrthumslos. Das sagt uns, leider! ein Professor, der für seine grobe, grundstürzende Irrlehre, daß die Bibel nicht Gottes Wort sei, den Ruhm der lutherischen Orthodoxie beansprucht. Wenn es nicht schwarz auf weiß gedruckt stände, so sollte man nicht glauben, daß es möglich sei. Zu bedauern sind seine armen Schüler.

Aber ist vielleicht die Bibel in barbarischer, unvollkommener und schlechter Sprache geschrieben? Hierauf antwortet der selige Professor Scheibel: „Wenn wir zunächst das Idiom des alten Testaments, also das Hebräische, genau im innern Wesen untersuchen, so zeigt sich darin eine Kraft, der keine morgenländische Schilderung, vielweniger schwache abendländische gleichkommt; bei der so armen Sprache ferner ein innerer Reichthum der wesentlichen Begriffe, den selbst Arabiens und Aristoteles' Sprache, daher auch Hegel und Schleiermacher nicht erreicht haben; eine logische Ordnung und Schärfe, die sogar Hiob, David und Jeremias in Schilderungen der tiefsten Angst und bei der Wahl und Stellung jedes Wortes nie verläßt; eine Tiefe der Erkenntniß, die Heraklit, die Plato und Schelling nicht ahneten; sogar eine Feinheit der Worte, wo es darauf ankommt, denen auch die Wendungen der neuesten Politik nicht gleichkommen; eine Schönheit selbst im Ton, Stellung und Wahl der Worte, die das Herrlichste Homers, Shakespeares und Goethes übertrifft, wie wenig auch hierin sonst jene morgenländischen Sprachen sich auszeichnen; endlich eine Erhabenheit, die Athen, Rom, Mecca und Weimar nie ahneten.“

„Aber vielleicht müssen doch die galiläischen Fischerleute und der cili-cische Rabbiner entschieden unsern literarischen Helden weichen? Doch man lese nur scharfer und tiefer, als gewöhnlich; oder hat man wohl schon gehörig geprüft, wann und warum die Schriftsteller des neuen Testaments griechische und hebräische Grammatik wechselnd gebrauchen und das vermeintlich fehlerhafteste Buch des neuen Testaments, die Apokalypse? Man wird dann aber finden, daß noch mehr als beim Alten Testament mit der Kraft, die sich hier in der einfachsten Erzählung, in brieflichen Herzen-ergießungen, in vermeinter Mystik jenes Dichters zeigt, sowie im Reichthum der logischen Schärfe, Tiefe der Ideen, Feinheit der Worte und Darstellung, ja, Schönheit der Sprache und Erhabenheit: sogar in diesem allen Athens und Deutschlands Literatur noch heute von diesem alten Galiläer- und Rabbiner-Büchlein besiegt werden. Man prüfe sorgfältig und wahrheitsliebend, und richte.“ So weit Scheibel.

Im Vorstehenden haben wir zur Genüge Ausstellungen an der Inspirationslehre gegeben, wie sie etwa in den letzten fünf Jahren gemacht und in verschiedenen kirchlichen Zeitschriften mitgetheilt und besprochen worden sind. Das sind doch höchst traurige und betrübende Zustände innerhalb der Kirche, die sich lutherisch nennt. Denn wo überall der Glaube an die göttliche Eingebung der heiligen Schrift durch lose Lehrer erschüttert wird, da greift die Klage des Psalmisten Platz, Ps. 11: „Sie reißen den Grund um, was soll der Gerechte ausrichten?“ Unsere Alten heben in dieser Frage immer wieder hervor, daß es sich um das principium et fundamentum theologiae handelt, und es scheint, als wenn auch die Gegenwart ein Bewußtsein davon habe, daß auf diesem Boden, dem der Lehre von der heiligen Schrift, schließlich der Kampf zwischen gläubiger und ungläubiger Theologie wird ausgekämpft werden müssen. Auch die Erfahrung lehrt, daß man das Wort Gottes nicht nur theoretisch als solches zu lehren, sondern auch behufs Seelengewinnung geltend zu machen hat. Wer das: „Es stehet geschrieben“ in Einem Punkte aufgibt, wird's in andern nicht leicht festzuhalten vermögen. In einer Gemeinschaft, in welcher man über diese Frage in dieser Weise noch disputiren muß, da steht kein einziger Glaubensartikel fest, nichts vom Christenthum ist mehr gewiß. Unter solchen Umständen ist es nicht zu verwundern, daß, als jener Gymnasiast, nachdem er sein Abgangsexamen gemacht, befragt wurde, was er studiren werde, vielleicht Theologie? zur Antwort gab: „Das wohl kaum.“ Und warum denn nicht? Antwort: „Ja, wer kann zu einem Studium Lust haben, bei dem nichts mehr fest steht? Sie wissen ja selbst. An wen und was soll man sich da noch halten?“

Fragen wir: Wie spricht die heilige Schrift selbst sich über ihre Auffassung aus? Sie gibt Zeugniß von ihrer Inspiration, sie bezeichnet sich als Gottes Wort und schreibt alles dem Heiligen Geiste zu. Die Stellen der heiligen Schrift, wo ein Ausspruch derselben direct auf Gott zurück-

geführt wird, sind ungemein zahlreich. Sollten demnach unsere alten Dogmatiker Unrecht haben, wenn sie als den auctor primarius den Heiligen Geist selbst bezeichnen?

Was ist denn nun aber die eigentliche Ursache des Widerstandes gegen die alte Lehre von der göttlichen und wörtlichen Eingebung der heiligen Schrift? Vor Allem die zu dieser Zeit immer stärker werdende erbśündliche Hoffart, die gegen Alles, was von Gott kommt und göttlicher Art ist, sich auflehnt.

„Wo man Gottes Wort lehret und höret, da wohnet Gott, und ist Gottes Haus.“ „Gottes Wort machet einig; andere Lehren zertrennen und machen eitel Rotten.“ Luthers Randglossen. F. R. Tramm.

(Eingesandt auf Verlangen der Greter Specialconferenz von E. Hieber.)¹⁾

Ist Luther mitschuldig an der, schon bei seinen Lebzeiten sich vorbereitenden und nach seinem Tode sofort eintretenden, unheilvollen Vermischung der Kirche mit dem Staat?

Kirchengeschichtlicher Vortrag.

Bearbeitet, theilweise, nach Sohm in „Lehre und Wehre“ 1893, S. 307 ff.

Ehesachen waren früher in den Händen der weltlichen Obrigkeit, wie man ex codice und novellis Justiniani siehet.²⁾ Später brachten die Bischöfe die Ehesachen und die Jurisdiction über dieselben an sich. Einzelne Bischöfe waren Fürsten zugleich, und als solchen kam ihnen die Jurisdiction über Ehesachen von rechtswegen zu.

Die Basis der Rechtsprechung bildete das Kirchengesetzbuch (corpus juris canonici), abgeschlossen 1313. Dieses katholische Eherecht erwies sich für Luther, den Reformator der Kirche, als völlig unbrauchbar.³⁾ Indessen hörten die Ehesälle nicht auf und mußten gehandelt werden. Aber von wem? und nach welchem Recht? Das war jetzt die Frage.

Zunächst hatten in Kursachsen die Pfarrer das Stück der bischöflichen Gewalt an sich gezogen, und in „Ehesachen mit Scheiden und sonst gehandelt“. Das wurde durch kursächsische Instruction von 1527 verboten.

Luther verwies alle Ehesälle an die weltlichen Gerichte, wohin sie gehören. Aber den Ehesachen — denn das Eherecht trat als etwas ganz Neues in die weltliche Praxis ein — waren die weltlichen Gerichte nicht ge-

1) Mit einigen Kürzungen aufgenommen. Red.

2) Schmalkaldische Artikel. Anhang.

3) „Es ist nichts Gutes“, sagt er, „in ihren unchristlichen Rechtsbüchern.“ L. W. Altenb. Ausg., Bd. I, S. 544.

wachsen. Um so mehr, weil der Inhalt des Eherechts selber ins Ungewisse gerathen war. Welches Eherecht sollte gelten? Etwa das alte kanonische Eherecht? oder das in wesentlichen Punkten anders lautende Eherecht, welches Luther lehrte? Die Folge war, daß die weltlichen Gerichte sich um Rechtsbelehrung an den Kurfürsten wandten. Dort strömten die schwierigsten Ehesachen aus dem ganzen Lande zusammen. Es war unmöglich, daß der Hof solcher Arbeit gewachsen war.

Luther war es gewesen, durch dessen Einfluß alle Ehesachen an die weltlichen Gerichte verwiesen worden waren. Luthers Idee war, so sah man es an, in der thatsächlichen Ausführung gescheitert.

Zu den Ehesachen gesellten sich die Zuchtsachen. Zuchtsachen wurden früher, nachdem im Pabstthum die Gemeinden ihrer Rechte entkleidet waren, von dem Consistorium gehandelt. Das Consistorium hieß (und heißt noch heute) in der katholischen Kirche die vom Bischof eingesetzte geistliche Gerichtsbehörde, welche vor der Reformation, mit weltlichen Zwangsmitteln ausgerüstet, Ehegerichtsbarkeit und Kirchenzucht gehandhabt hatte.

Wie den Ehesachen, so wies Luther auch den Zuchtsachen den ihnen gebührenden Platz an. Er verwies dieselben an die Gemeinden. Er stellte der christlichen Gemeinde als alleiniger und letzter Gerichtsbehörde das Recht des Gerichts in Zuchtsachen wieder zu.

Aber der anfänglich herrschende Mangel an rechter evangelischer Erkenntniß und die später, nachdem der erste Uebelstand einigermaßen gehoben war, als weit größeres Uebel eintretende Satttheit ließen die Gemeinden jener so gesegneten Zeit nicht zu dem zu erstrebenden Mannesalter der Selbständigkeit und Selbstregierung gelangen. Die Saat war zwar aufgegangen, aber der Halm war geknickt.

Von der Kirchenzucht nach Matth. 18 war daher in den Gemeinden im Allgemeinen leider keine Rede. Und doch mußte auch in Zuchtsachen gehandelt werden.

So blieb um dieser Verhältnisse willen nichts übrig, als daß die Pastoren die nöthigste Kirchenzucht durch Uebung der Beichtanmeldungen und der Suspension vom heiligen Abendmahl ausüben mußten.¹⁾ Die aus dem Pabstthum übergetretenen Pastoren waren aber meist selbst mit so großem Mangel an Erkenntniß behaftet, daß sie von den Visitatoren theils abgesetzt, theils angewiesen werden mußten, nach Postillen zu predigen. Was Wunder, wenn solche auch in Behandlung der Zuchtsachen eben kein sonderliches Geschick bewiesen. Ueber dies ereigneten sich, wie allezeit in den Gemeinden, auch sehr schwierige und unklare Fälle, denen selbst die fähigsten Pastoren nicht gewachsen waren.

Das Endresultat gestaltete sich daher bei den Zuchtsachen ähnlich wie bei den Ehesachen, daß man sich allerorts in Wittenberg Raths erbat und

1) „Lehre und Wehre“, Bd. XVI, S. 14.

die Universität resp. Luther mit Bittschriften um Rath und Gutachten schier überladen war.¹⁾

In dieser zweifachen Nothlage der Ehe- und Zuchtsachen — und es war zweifellos, daß eine Nothlage da war — erschien es einer täglich wachsenden Zahl von Männern als die einzige Rettung, zu dem früheren Zustand zurückzukehren und aufs neue kirchliche Consistorien, mit weltlichem Zwang ausgerüstet, als Ehe- und Zuchtgerichte einzusetzen.

Diese Gedanken Melancthons sind es, welche seit etwa 1537 an Stelle der Gedanken Luthers die Führung in der Kirche gewonnen haben. Und diese Gedanken kamen zur Ausführung. Nachdem noch in demselben Jahre 1537 der „große Ausschuß der Landschaft“ zu Torgau beschlossen hatte, die Kurfürsten zur Errichtung von vier Consistorien aufzufordern, verfaßte auf Befehl des Kurfürsten Justus Jonas, als Jurist und Theologe gleich ausgezeichnet, 1538 mit andern Wittenberger Theologen und Juristen ein „Bedenken von wegen der Consistorien, so aufgerichtet sollen werden“. Das „Bedenken“ führt unter anderm aus, daß alle Zucht- und Ehefälle, sowie das ganze Gebiet des äußern Kirchenregiments, den Consistorien zu überweisen sei und daß dieselben Befehl und Gewalt haben sollen, rechtlich zu citiren, durch Urtheil Strafe aufzulegen und Execution zu thun. Das Letzte ist die Hauptsache. Als Strafen werden genannt der Bann, Leibes-, Geld- und Gefängnißstrafen. Zur Vollziehung derselben sollen dem Consistorium „eigene Landsknechte“ zugewiesen und „Kerker“ gebaut werden.²⁾

Die Jurisdiction sollte das Consistorium haben aus unmittelbarem Befehl des Landesfürsten; sollte also ein geistliches Gericht mit weltlichen Zwangsmitteln ausgestattet sein. Durch dasselbe richtet und regiert zugleich der Landesherr. Das geplante Consistorium war die erste Landesherrliche Kirchenbehörde, das erste ins Leben tretende Organ des Landesherrlichen Kirchenregiments. Luther und dem einflußreichen Kanzler Brück blieb das Oberachten über das „Bedenken“ vorbehalten. Es ist Thatsache, daß dasselbe (wahrscheinlich mündlich erstattet) gerade in den wesentlichsten Punkten gegen das „Bedenken“ ausgefallen ist.

Luther stimmte zwar auch für ein Consistorium, aber für ein solches, welches unter Zuziehung von Laiengliedern bestellt werde, um in Kirchenzuchtsachen und schweren Ehefällen den Gemeinden zu dienen, und das representativ anstatt der unmündigen Gemeinden an den Unbußfertigen den Bann vollziehe nach Matth. 18.³⁾ Also: ein Kirchengericht im Sinn

1) „Solche Sachen“ — es handelte sich, wie es scheint, um eine Berufssache, — schrieb Luther 1537 an den Pfarrherrn zu Grimma — „solltet ihr in euren Kirchen selbst ausrichten, denn wir, über das überschüttet, keine Ruhe haben für den Sachen in allen Landen.“ L. W. Altenb. Ausg. VI, S. 1110.

2) Sohmn. „Lehre und Wehre“ 1893, S. 313.

3) Es lag Luther eben vor allem und alles daran, die Rechte der Gemeinden zu wahren.

des Evangeliums wollte Luther, ohne allen weltlichen Zwang und Gerichtsbarkeit.¹⁾

Im Jahre 1539 hören wir vom Kanzler Brück, welcher die Herstellung der Consistorien betrieb, daß „Doctor Martinus an der Handlung des Consistorii zu Wittenberg icht ein groß Gefallen hat“. Das „icht“ bezeugt den Widerstand, welchen Luther zuvor geleistet hatte.

Er glaubte, daß seine Ausstellungen gegen das „Bedenken“ berücksichtigt und das Consistorium nun nach seinem Sinne eingerichtet worden sei. Darum konnte er sich des Consistoriums sogar freuen. „Die Ehesachen“, sagt er 1539, „stehlen uns die Zeit; doch freue ich mich, daß die Consistorien angerichtet sind, fürnehmlich um der Ehesachen willen.“²⁾ Das Consistorium im Sinne des Justus Jonas aber war, wie Luther meinte, endgültig beseitigt worden. Er sollte jedoch bald erfahren, wie sehr er sich irrte.

Ende 1542 kam ein neuer Entwurf der „fürnehmsten Theologen und Juristen“, die Constitution und Artikel des geistlichen Consistorii zu Wittenberg enthaltend, zu Stande. Diese Constitution ist ganz im Sinne des „Bedenkens“ von 1538 gehalten. Melanchthon war für dieselbe, wie er für das „Bedenken“ war. Aber ein Mächtigerer, Dr. Martin Luther, war dagegen, und Luthers Widerstreben war es, welches in der ablehnenden Haltung des Kurfürsten zum Ausdruck kam. Indessen arbeitete das 1539 ins Leben getretene Consistorium, allen Ueberzeugungen Luthers entgegen, im Sinne Melanchthons fort. Es dauerte daher nicht lange, so war Luther mit dem Consistorium in hellem Streit. In der Frage der heimlichen Verlöbniße kam der Widerstreit zum Ausbruch. Das Wittenberger Consistorium, aus Theologen und Juristen zusammengesetzt, erkannte 1543 gemäß dem canonischen Recht in einem praktischen Fall das heimliche Verlöbniß³⁾ als gültig an. Luther erkannte dagegen, vornehmlich in einer starken Predigt vom 6. Januar 1544, die Gültigkeit des heimlichen Verlöbnisses sei wider das vierte Gebot und das Urtheil des Consistoriums wider Gottes Wort und darum ungültig. Den Juristen des Consistoriums gab er die Schuld.⁴⁾ „Das ist das Pabst-Recht“, sagte er, „daran sie hangen.“ „Sie halten heimlich Verlöbniß für ein Ding, das man leiden könne, darum müssen sie Gottes Wort auch aufheben, wenn sie nach des Pabsts Canö-nichen und Satzungen stracks sprechen und urteln wollen.“ „Ich bin zornig und will's auch sein, denn sie greifen mir ja in Gottes Regiment.“ „Wir

1) Sohm. „Lehre und Wehre“ 1893, S. 317.

2) Sohm. „Lehre und Wehre“ 1893, S. 316.

3) Von den Juristen gestützt, wucherten zu stetem Mergerniß die heimlichen Verlöbniße fort; wie denn sogar ein Sohn Melanchthons ein solches Verlöbniß einging und ein ähnlicher Fall unter Luthers eigenen Hausgenossen vorkam. Gräbner, „Dr. Martin Luther“, S. 509.

4) „Sintemal“, klagte er noch im Jahr 1536, „ich noch bis daher nicht einen Juristen habe, der wider den Pabst in solchen und dergleichen Fällen (Ehesällen) mit mir und bei mir halten wolle.“ L. W. Altenb. Ausg. VI, S. 1060.

müssen das Consistorium zerreißen, denn wir wollen kurzum die Juristen und den Papst nicht drinnen haben.“¹⁾

Diese Vorgänge in Wittenberg schmerzten Luther tief²⁾ und waren unter andern eine Ursache, daß er Wittenberg müde und überdrüssig wiederholt³⁾ und auf immer verlassen wollte.⁴⁾ Doch gelang es ihm noch ein Jahr vor seinem Ende, die Juristen zum Nachgeben zu bewegen, und der Kurfürst bot selbst die Hand dazu.

So lange Luther lebte, ist es zur Anerkennung des Landesherrlichen Kirchenregiments nicht gekommen. Aber Luther starb. Mit ihm war der mächtige und beharrliche, aber auch zugleich einzige und letzte Opponent verstummt. Der Löwe war todt. Die Bahn war frei. Der Geist Melanchthons und des Kanzlers Brück siegten über den Geist Luthers, und die Aufrichtung des Landesherrlichen Kirchenregiments war besiegelt. Damit war der Grund zu einem tiefen kirchlichen Verderben gelegt. Das Consistorium im Sinne Melanchthons war zur Welt geboren. Aber es war ein Kind des Unglaubens.

Derselbe Gedanke, dieselbe Furcht, derselbe Kleinglaube, welcher heutzutage in unserm Lande mit tausend und abertausend Bittschriften den Arm des Staates um Hülfe für die Kirche anfleht; derselbe Mangel an Glauben, der in Deutschland lutherische Pastoren sich mit beiden Händen an die Landeskirche, als den letzten Rettungsanker, wimmernd klammern läßt, derselbe Unglaube war nunmehr auch in der Kirche der Reformation groß gezogen worden. Wo bleibt da der Glaube an das Evangelium, als eine Kraft Gottes? Wo das Bekenntniß, daß die Kirche Christi allein durchs Wort regiert werden kann und soll? Wo der lutherische Grundsatz: „Was das Wort nicht ausrichtet, das soll unausgerichtet bleiben“? So war es insonderheit auch der Mangel an Glaubenskraft, der bei Melanchthon dahin ausschlug, daß er seine Zuflucht zu dem Consistorium nahm und der Vermischung der Kirche mit dem Staat Vorschub leistete.

Soll noch eine Nutzenanwendung sein, so ist es diese: Hüten wir uns, der Kirche, den Gemeinden durch Nebenmittel helfen zu wollen. Machen wir vielmehr Luthers Grundsatz ganz zu dem unsern: „Was das Wort nicht ausrichtet, das soll unausgerichtet bleiben.“ Vertrauen wir fest auf die Verheißungen seines Worts und auf die Macht, dieselben hinauszuführen, sowohl in unsern eigenen Lebensführungen, als auch im Hinblick auf die Kirche, dann werden wir auch deren Herrlichkeit zuletzt mit Freuden schauen.

1) Sohm. „Lehre und Wehre“ 1893, S. 341.

2) „Auch über das schon jetzt“, schreibt Guerike „Kirchengeschichte“ 5. Aufl. II, S. 207, Anmerkung 3, „immer rücksichtslosere Schalten weltlicher Gewalt in Kirchensachen trug er (Luther) schweren Kummer, und um so schwereren, je unvermeidlicher es erschien.“

3) L. W. Altenb. Ausg., Bd. VIII, S. 501.

4) Meurer, „Luthers Leben“, S. 295.

Vermischtes.

Die neuesten Christenverfolgungen in China. Immer zahlreicher laufen die Meldungen aus China über die ausgebrochenen Verfolgungen ein, sodaß es jetzt möglich ist, ein klareres Bild davon zu geben. Ihren Anfang nahmen sie in der Provinz Szetschuen, und zwar in der dortigen Hauptstadt Tschengtu. Der äußere Anlaß zu diesen Unruhen war dort folgender: Ein in Tschengtu thätiger protestantischer Missionsarzt hatte an einer Chinesin, die im Wochenbett lag, eine Operation vorgenommen. Das Kind kam als kräftiger Knabe zur Welt, doch die Mutter wurde von Tag zu Tag schwächer. Obgleich sie in ihrer Krankheit von dem Missionsarzte behandelt wurde, starb sie doch bald darauf. Der Mann der Verstorbenen fandte nach dem Arzte, und sobald dieser die Frau für todt erklärte, sprang er auf ihn los und klagte ihn an, am Tode seiner Frau Schuld zu sein. Ein Kampf entspann sich zwischen den Beiden, doch gelang es dem Arzte, das Freie zu erreichen; er wurde von dem Manne der Verstorbenen verfolgt, und das laute Geschrei des letzteren brachte sehr bald eine große Menschenmenge zusammen. Einer aus dem Haufen versetzte dem Doctor einen heftigen Schlag, woraufhin der Angegriffene sich zu vertheidigen begann. Dies war das Signal zu dem Worte: „Ermordet den Fremden.“ Da er sein Leben in Gefahr sah, blieb ihm nichts anderes übrig, als sein Heil in der Flucht zu suchen. Es gelang ihm auch, von einem großen Pöbelhaufen verfolgt, sein Hospital zu erreichen. Ein Theil des Haufens drang in den Hof des Gebäudes ein, doch wurde er wieder von dem Arzte herausgetrieben, der darauf den Thormweg schloß. Da es inzwischen Nacht geworden war, zerstreute sich der Haufen wieder. Die Sache wurde den Beamten gemeldet, die eine Leichenschau an der todten Frau anordneten, und zwei Tage lang (den 22. und 23. Mai) war der ganze Stadtbezirk in Aufruhr; jedermann ging, um die Verstorbene, welche, wie das Volk behauptete, durch den fremden Arzt umgebracht worden war, zu sehen. Täglich passirten große Menschenmengen das Wohnhaus des Arztes, indem sie laut ausriefen: „Brennt die Häuser der Fremden nieder.“ Dieser Vorfall, der im Munde des Volkes sehr bald mit ungeheuerlichster Ausschmückung seine Runde machte, fachte die unteren Klassen der Bevölkerung so sehr an, daß sich Haufen bildeten, die Ende Mai die verschiedenen dort befindlichen Missionsanstalten angriffen und demolirten. Während der Demolirung der französischen Missionsgebäude in Tschengtu erbrach die Menge das Grab des vor 70 Jahren von den Chinesen enthaupteten Bischofs Dufresse, welches sich im Garten der Missionsanstalt befindet, und nahm das Gerippe des Märtyrers heraus. Dasselbe wurde dann vom Haufen durch die Straßen Tschengtus getragen, der dabei ausrief, daß dies die Gebeine von Chinesen wären, welche von den Missionaren ermordet worden seien; man hätte sie

in den Kellerräumen der Anstalt gefunden. Dies trug nicht wenig dazu bei, die Gemüther der Bevölkerung noch mehr gegen die Missionare aufzureizen. Mit Ausnahme des in Tschengtu residirenden römisch-katholischen Bischofs Dunaud wurde glücklicherweise keiner der Missionare körperlich beschädigt. Von Tschengtu aus verbreitete sich dann der Antimissionsaufstand nach andern Ortschaften in Ost-Szetshuen. Sämmtliche protestantische Missionare haben sich seither nach Hankau begeben, wo sie auch eingetroffen sind; die katholischen Missionare sind aber auf ihren Stationen geblieben. Weit ernster war der Aufstand in der Provinz Honan. Die Ruhestörer dortselbst sind die Secte der sogenannten „Vegetarier“. Dieselben waren bisher ohne großen Einfluß und haben erst nach dem Ausbruch des Krieges mit Japan an Kraft und Zahl zugenommen. Schon im August vorigen Jahres griffen sie die Christen in einem Dorfe an, mißhandelten sie und raubten ihnen ihr Eigenthum. Einige Wochen später erlaubten sie sich ein anderes Verbrechen, das jedoch nicht gegen die Christen gerichtet war und daher die Behörden zum Eingreifen bewog. Das war aber das Zeichen zu einer allgemeinen Erhebung gegen die Beamten, die dabei den Kürzeren zogen. Bereits im December vorigen Jahres, als die Secte eine Art Generalversammlung in Kutscheng abhielt, erschien die Lage der zum Christenthum übergetretenen Chinesen sehr bedrohlich, und sie baten den Leiter der englischen Missionsanstalt, den Dr. Stewart, der jetzt ermordet worden ist, sie zu bewaffnen. Der Missionar lehnte jedoch dieses Ansuchen ab und suchte den Christen klar zu machen, daß ein solches Beginnen bei der numerischen Ueberlegenheit ihrer Widersacher für sie ganz nutzlos wäre. Schon zu Anfang dieses Jahres wurde die Zahl der Mitglieder der Secte auf 3000 geschätzt, meist Leute aus den niedrigsten Volksklassen. Da ereigneten sich im Mai dieses Jahres die erwähnten Angriffe gegen die Missionare in Tschengtu, der Hauptstadt von Szetshuen. Man hatte erwartet, daß die Missionare in Folge dessen sich aus der ganzen Gegend zurückziehen würden; statt dessen hatten die protestantischen Missionare nur die eine Provinz mit einer andern vertauscht, während die römisch-katholischen nicht vom Plaze wichen. Die fremdenfeindlichen Mandarinen in Peking und in den Provinzen schienen daran wenig Gefallen zu finden. Man schritt deshalb zu einem kräftigeren Mittel gegen die Fremden in der neuen blutigen Verfolgung in Kutscheng in der Provinz Honan, und glaubte um so ungescheuter zu Werke gehen zu dürfen, als der Aufstand in Tschengtu den dabei betheiligten Beamten statt einer Strafe vielmehr Beförderung eingetragen hatte. Wir haben unsern Lesern schon in voriger Nummer einiges von den Greuelthaten in Kutscheng mitgetheilt. Zur Vervollständigung möge noch Nachstehendes dienen. Die Angriffe auf die dortige englische Missionsstation, in welcher meist Frauen thätig waren, wurden von etwa 80 Vegetariern ausgeführt. Die Damen flehten um ihr Leben und waren gern bereit, alle ihre Habe und alle ihre Schmucksachen auszuhändigen;

der Führer der Bande aber befahl, keine Gnade walten zu lassen und die Frauen sofort niederzumachen. So wurden außer dem Missionar Stewart, seiner Gemahlin und zweien seiner Kinder noch sechs Missionarinnen, meistens Töchter englischer Geistlichen, niedergemetzelt. Die übrigen vier Kinder Stewarts und eine Missionarin wurden schwer verwundet; vier Damen konnten gerettet werden. Der ermordete Pastor Stewart war seit 1876 in Diensten der Kirchenmissionsgesellschaft. Er hatte auf dem Trinity College in Dublin studirt. Mehrere Jahre war er Director des theologischen Seminars der Gesellschaft in Futschau. Dann wurde er krank. Erst 1893 ging er wieder, begleitet von seiner Gemahlin, nach China, wo er namentlich unter der Jugend erfolgreich gewirkt haben soll. Wie schutzlos die Missionare in Kutscheng waren, zeigt ein Telegramm der Kirchenmissionsgesellschaft, wonach die zum Schutze der Missionsstation in Kutscheng abgesandten Soldaten in dieselbe einbrachen und sie plünderten. Unter dessen hat die Verfolgung Fortschritte gemacht. Am 7. August Nachmittags wurden die englischen und americanischen Missionen in Futschau bei Kanton angegriffen und die Hospitäler zerstört. Einige von den Missionaren entflohen nach Schamin, andere verblieben in Futschau. Ein chinesisches Kanonenboot wurde zur Wiederherstellung der Ordnung entsandt. Es geht das Gerücht, daß binnen kurzem alle Missionen der Provinz Kwangtung zerstört und alle Missionare nach den offenen Häfen vertrieben werden sollen. Der Vegetarierbund ist jetzt 12,000 Mann stark, die wohlbewaffnet und organisiert und im Stande sind, den chinesischen Truppen Widerstand zu leisten.

(A. G. L. R.)

Literatur.

Geschichte der lutherischen Mission nach den Vorträgen des † Prof.

D. Plitt neu herausgegeben und bis auf die Gegenwart fortgeführt von Otto Hardeband. Leipzig. A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (G. Böhme). 1894 und 1895. 2 Theile. 242 und 372 Seiten. Preis: 3 Mk. 50 Pf. und 5 Mk.

Im Jahre 1871 erschien die „kurze Geschichte der lutherischen Mission in Vorträgen“ aus der Feder des damaligen Professors der Theologie in Erlangen, Gustav Plitt. Derselbe war freilich kein in allen Stücken bekenntnistreuer Lutheraner; daß jedoch seine historischen Werke zum Theil recht brauchbar sind, ist bekannt. Dies gilt auch von seiner aus Vorträgen vor Studirenden herausgewachsenen Missionsgeschichte, die wirklich eine Lücke ausfüllte. Es gab vorher keine zusammenfassende und übersichtliche Darstellung der lutherischen Mission. Plitt wies namentlich auch nach, daß der der lutherischen Kirche oft, namentlich auch in neuerer Zeit gemachte Vorwurf, „daß sie die allgemeine Christenpflicht der Mission lange ungebührlich vernachlässigt und dadurch einen bedenklichen Mangel an wahren Leben bekundet habe“, unbegründet sei. „Dieser Vorwurf beruht zum Theil auf ungenügender Kenntniß der Geschichte, zum Theil auf falscher Beurtheilung der Verhältnisse.“ (1. Aufl. S. 1.)

Dieses Plittsche Werk liegt jetzt in zweiter, sehr vermehrter Auflage vor, bearbeitet von dem Diaconus in Bittau, O. Hardeband, dem Neffen des früheren

langjährigen Directors der Leipziger Mission, J. Hardeland, dem diese Neubearbeitung auch gewidmet ist. Hardeland ist durch seinen Beruf als Redacteur der „Blätter für Mission“ schon seit Jahren veranlaßt, sich gerade mit der Geschichte der lutherischen Mission zu beschäftigen, und also mit dem Gegenstand vertraut. Im ersten Theile, der die Geschichte der lutherischen Heidenmission bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts zur Darstellung bringt, schließt er sich eng an das Vorhandene an, bietet wesentlich den alten Stoff, nur in anderer Gruppierung, etwas gleichmäßiger gestaltet und in manchen Punkten weiter ausgeführt. Die drei Abschnitte enthalten: „Luthers Auffassung und Erfüllung der christlichen Missionspflicht.“ „Die Anfänge der lutherischen Heidenmission im 16. und 17. Jahrhundert.“ „Die lutherische Heidenmission im 18. Jahrhundert. A. Die ostindische Mission“, wobei das Wirken eines Ziegenbalg, Fabricius, Schwarz u. A. ausführlicher geschildert wird, und „B. Die nordische Mission in Lappland und Grönland.“ Die zweite, größere Hälfte bringt die Geschichte der lutherischen Heidenmission im 19. Jahrhundert (S. 1—234) und die Geschichte der lutherischen Judenmission (S. 235—372). Daß in diesem Theile die Leipziger Mission eingehende Darstellung seitens Hardelands findet, ist erklärlich. Außer dieser kommen in Betracht die Hermannsburger, die Schleswig-Holsteinische, die Neuendettelsauer, die verschiedenen nordischen Missionen und die americanische Mission. Da nur eine Geschichte der lutherischen Mission geboten werden soll, werden die Berliner und andere Missionsgesellschaften nicht berücksichtigt, was der Verfasser im Vorwort dem bekannten unirten Missionschriftsteller D. Warneke gegenüber vertheidigt.

Wir können diese Missionsgeschichte unsern Lesern empfehlen. Sie ist fleißig gearbeitet und führt bis in die neueste Zeit. Zu missionsgeschichtlichen Vorträgen ist reiches Material vorhanden, des Interessanten und Erbaulichen ist viel geboten, mit besonderer Ausführlichkeit ist die ostindische Mission behandelt, für die unsere Leser sich besonders interessieren werden, seitdem wir eine eigene Mission in Indien haben. Leider können wir jedoch hiermit nicht schließen, sondern müssen unserer Empfehlung einige Einschränkungen hinzufügen. Daß Hardeland den Eindruck zu wecken wünscht, daß die Leipziger Mission die wichtigste lutherische Mission sei, ist begreiflich. Er wünscht, „daß unsere Leipziger Mission bleibe und immer mehr werde eine heilige Union aller benutzten Lutheraner in den Landeskirchen wie in den Freikirchen, diesseits und jenseits des Oceans“. (II, 47.) Er steht aber auch ganz und gar auf dem in dieser Zeitschrift wiederholt zur Sprache gebrachten Standpunkt der Leipziger Mission. Das zeigt sich bei seiner Besprechung des Austritts der Missionare Zücker, Grubert, Willkomm und Jörn aus derselben im Jahre 1876. Derselbe wird ganz und gar verurtheilt. Auch hier findet sich der Vorwurf, daß die Missionare „das vierte Gebot vergessen“ hätten und die Insinuation, daß dieselben nicht auf den Vorschlag eingingen, ihre letzte Entschließung noch eine Zeitlang hinauszuschieben, „sei zum Theil wohl mit darauf zurückzuführen, daß ihnen schon vor der Ankunft des Directors“ (Hardeland) „in Indien von dem Leiter der Missouri-Synode in America, Professor Walther, telegraphisch Geld zur Verfügung gestellt war“. (II, 34 f.) Hardeland meint, daß „die Schriften Jorns, des Urheber der ganzen Bewegung, und leider auch Willkomm beweisen“, daß „aus der Trennung leider offene Feindschaft geworden“ sei. Mögen er und Andere P. Jorns „Nothgedrungene Rechtfertigung des Austritts“ u. gewissenhaft prüfen! Aus der neuesten Zeit gedenkt der Verfasser auch der Missionare Räther und Mohn, welche „entlassen werden mußten, weil sie, im wesentlichen auf missourischem Standpunkte stehend, die Abendmahlsgemeinschaft verweigerten und den Gehorsam grundsätzlich versagten“; doch will er auf den „Grund dieses bedauerlichen Mißes“ nicht näher eingehen und verweist auf das Leipziger Missionsblatt, spricht aber in der Befürchtung, daß manche Kreise sich von der Leipziger Mission trennen möchten, die Bitte aus, „ja recht zu prüfen auf beiden Seiten“. (II, 109.) Wir unterschreiben diese Bitte. — Etwas dürftig, auf 19 Seiten ist die „americanische Mission“ behandelt, am besten noch die Indianermision in Michigan, weniger die ostindische Mission der General-Synode und vollends des General-Concils unter den Telugus. In diesem Abschnitt finden sich auch einige Irrthümer, die wir zurechtstellen. Nicht von „Pastoren der Missouri-Synode ist wieder die Errichtung einer Indianermision in Vorschlag gebracht“, sondern die Synode von Wisconsin, Minnesota und Michigan treibt seit etwa zwei Jahren eine solche Mission. „Darüber, wie weit ein anderer Plan, unter den Negern zu missioniren, zur Ausführung gekommen, haben wir nichts in Erfahrung bringen können.“ Schon seit dem Jahre 1877 hat

die Synodal-Conferenz eine Negermission, über deren Zustand die im 17. Jahrgang erscheinende „*Missions-Taube*“ regelmäßig Bericht erstattet. „Daß die von der Hermannsburger Mission in Neuseeland aufgegebenen Arbeit von der Missouri-Synode übernommen und von dieser in Verbindung mit der freikirchlichen Hermannsburger Mission fortgeführt wird“ (II, 233), ist nicht richtig. So ließen sich noch andere Ungenauigkeiten im Einzelnen namhaft machen. Zum Schlusse berichtet Hardebrand noch von unserer beabsichtigten Mission in Ostindien, wobei er der bestimmten Hoffnung Ausdruck gibt, „daß das neue Missionsgebiet nicht in der Nähe oder gar innerhalb des alten Arbeitsfeldes der lutherischen Tamulenmission gesucht werde, was wir als eine schwere Versündigung an der Lehre der Schrift und unserer Kirche von dem Berufe ansehen müßten“ (II, 234). L. F.

Kirchlich-Zeitgeschichtliches.

I. America.

Annahme des lutherischen Bekenntnisses. In kirchlichen Blättern, die innerhalb des General Council erscheinen, finden wir in letzterer Zeit wiederholt betont, daß zu einer Einigung der lutherischen Kirche dieses Landes die Annahme sämmtlicher Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche verlangt werden müsse, nicht bloß die Annahme der Augsburgerischen Confession. Ist recht geredet! Nur dürfen wir uns nicht einbilden, daß unsere Differenzen erst in der Concordienformel beginnen. Wir sind nicht einig in den einfachsten Katechismusklausuren. Schon durch den Wortlaut des kleinen Katechismus Luthers sind alle Punkte entschieden, die gegenwärtig in der lutherischen Kirche Americas streitig sind. F. P.

Die americanischen Katholiken und die Besetzung Roms seitens der Italiener. Wie aus Einem Munde haben die americanischen Katholiken am Gedenktage der Besetzung Roms durch die italienische Armee (20. September 1870) gegen diesen „Act roher Gewalt“ „protestirt“. Es geschah dies jedenfalls auf Commando von Oben her. Auf diese Weise sollte der Eindruck der Zeitungsberichte über die italienische Jubelfeier verwischt werden. Die „*Catholic News*“ meldet von New York, daß in allen Kirchen der Erzdiocese und in allen katholischen Anstalten drei Tage lang „für die Wiederherstellung der völligen und unverfälschten Freiheit“ des Papstes gebetet worden sei. Dieses Blatt sagt wörtlich: „Während die Freunde und Anhänger der herrschenden italienischen Macht mit viel Gepränge das silberne Jubiläum des ‚Vereinigten Italien‘ feierten, waren Papst Leos treue Kinder in ihren Gotteshäusern versammelt und flehten zu dem allweisen Herrscher, seinen Stellvertreter auf Erden zu beschützen und ihm die Freiheit wiederzugeben, die er als Haupt der Kirche auf Erden so nöthig hat.“ Die deutschen Katholiken von New York waren in Cooper Union versammelt und nahmen eine Sympathie-Adresse an den Papst an, welche schließt: „Zu deinen Füßen, Allerheiligster Vater, legen wir die Versicherung unserer ehrerbietigsten Anhänglichkeit und kindlichen Gehorsams, unserer unbegrenzten (boundless) Liebe und Zuneigung nieder.“ Der Inhalt der bei diesen Demonstrationen gehaltenen Reden ist ein wunderliches Gemisch von Anmaßung und jämmerlicher Klage. Ein Redner, der Bischof Messmer von Greenbay, Wis., sagte u. a.: „Rom ist nach göttlicher Ordnung die Stadt des Papstes.“ Selbst in dem Falle, daß die Bewohner Roms durch Abstimmung sich gegen die Herrschaft des Papstes erklärten, so müsse der Papst dennoch der Herrscher Roms bleiben. „Die Souverainetät des Volkes verschwindet vor der Souverainetät Gottes.“ F. P.

Roms Kirchenpolitik in America. Es ist ganz unverkennbar, wie Rom bei dem americanischen Volke dadurch Boden zu gewinnen sucht, daß es auf die Liebhaberinnen des Volkes eingeht, wenigstens scheinbar. Römische „Würdenträger“ treten je nach Umständen für Prohibition und was damit zusammenhängt ein. Sie spielen die Toleranten und tragen kein Bedenken, gelegentlich auch mit „Protestanten“ gemeinschaftlich zu beten. Der „Frauenbewegung“ tragen sie dadurch Rechnung, daß sie die Universität in Washington auch Frauen geöffnet haben. Kann man sich nicht accommodiren, so sucht man wenigstens zu temporisiren und Compromisse zu schließen. So in Bezug auf die Logen, neuerdings speciell in Bezug auf die Grand Army. Die Grand Army repräsentirt eine große Macht; mit ihr will Rom es vorläufig nicht verderben. Das „Gemeinde-Blatt“ schreibt in Bezug auf die Behandlung der Grand Army-Frage seitens Roms: „Dem Orden der Grand Army of the Republic wurde seither von vielen römischen Priestern die Anerkennung versagt, weil der Orden eigene Kapläne, und ein besonderes religiöses Ritual und Bekenntniß zc. hat, wie viele andere Logen und Orden. Daher wurde bei Leichenbegängnissen den einzelnen G. A. R.-Posten von vielen Priestern der Eintritt in die römischen Kirchen-Gebäude oder in den Friedhof verwehrt, weil die Theilnehmer die Uniform und die Abzeichen des Ordens trugen, und dies für einen Eingriff in die Bestimmungen und Grundsätze der katholischen Kirche erklärt wurde. Die Frage nahm einen derartigen Umfang an, daß die leitenden Beamten und Mitglieder der ‚Grand Army‘ beschlossen, eine Verständigung zwischen dem Orden und der römischen Kirche herbeizuführen, was jetzt durch die Entscheidung des Erzbischofs Raim in St. Louis für seine Diocese geschehen ist. Seiner Entscheidung nach können Mitglieder der G. A. R., welche Begräbnissen beiwohnen, in ihrer Uniform und mit ihren Abzeichen die römischen Kirchen betreten, und mögen die Leichenfeier am Grabe im Einklang mit dem bei ihnen gebräuchlichen Ritual leiten. — Echt jesuitisch und römisch. Was den Herren Ober- und Unter-Päbsten heute und an einem Platz als unrecht und sündlich verboten wird, wird morgen und an einem andern Platz unter ganz denselben Umständen erlaubt, aus Kirchenpolitik. Auf das, was Gottes Wort über Recht oder Unrecht sagt, kommt es den römischen Kirchenpolitikern nicht an; bei ihnen ist nur der materielle Vortheil des römischen Pabstthums maßgebend und entscheidend. Ob die Sache Gott zur Ehre und den Seelen zum Heil dient, oder ob die Seelen zur Hölle fahren, kommt bei solchen Kirchenpolitikern nicht in Betracht.“ F. P.

Methodisten. Bischof Foster entwirft in seinem „Beweweiser zur Heiligung“ nachfolgendes Bild von der bischöflichen Methodistenkirche: „Hier unter fünf, die in unsern Kirchenbüchern stehen, thun nichts — absolut nichts, um Gottes Sache zu fördern. Die Kirche Gottes liebäugelt heutzutage mit der Welt. Die Glieder der Kirche ziehen sie herunter auf das Niveau der Gottlosen. Bälle, Theater, demoralisirende Kunstgenüsse, gesellschaftlicher Luxus mit seiner lockeren Moral machen immer weitere Eingriffe in das heilige Gebiet der Kirche. Dieser zunehmenden Verweltlichung gegenüber wird immer mehr Gewicht gelegt auf das Halten kirchlicher Ceremonien und Feste. Dies ist Satans alter Kniff. Auf diesen Felsen stieß die jüdische Kirche; an diesem Felsen litt die römische Kirche Schiffbruch, und die protestantische Kirche eilt auf demselben Wege ihrem Verderben entgegen. Unsere großen Gefahren liegen, wie wir glauben, in Gleichstellung der Welt, Vernachlässigung der Armen, Substituierung der Form für die Kraft der Gottseligkeit, Hintanzetzung der Kirchenzucht, ein Miethlings-Predigtamt und ein verfälschtes Evangelium — in Summa: diese Dinge constituiren unsere moderne Kirche. Daß es mit uns Methodisten dahin kommen und daß Anzeichen davon unter uns sein sollten hundert Jahre, nachdem wir ins Dasein gerufen wurden, scheint fast ein

Wunder der Geschichte. Wer kann aber heute um sich schauen und seine Augen gegen Thatfachen verschließen? Früher besuchten die Methodisten die Klasse und legten Zeugniß von ihrer christlichen Erfahrung ab. Heute wird die Klasse von nur sehr wenigen besucht, und in manchen Gemeinden ist sie ganz eingegangen. Es ist eine Seltenheit, daß die Beamten der Gemeinde die Klasse besuchen. Früher konnte fast jeder Methodist beten, zeugen und ermahnen. Heute bekommt man nur wenige zu hören. Früher hörte man Lobpreisungen und Freudenrufe, heute werden solche Kundgebungen heiliger Begeisterung und Freude als Schwärmerei angesehen. Zusammenkünfte, in denen der Geist der Welt herrscht, Bazare, Feste, Concerte und dergleichen mehr haben die Stelle religiöser Versammlungen früherer Zeiten eingenommen.“

F. B.

Oddfellows und Saloons. Die Großloge des Staates Missouri des Ordens der Oddfellows hat alle Logen des Staates benachrichtigt, daß Saloonhalter, Schankwärter und professionnelle Spieler von jetzt ab nicht mehr in den Orden aufzunehmen seien. Die Großloge des Staates Missouri führt hiermit einen Beschluß aus, den die „Souveraine Großloge“ bei ihrer Versammlung in Atlantic City, N. J., gefaßt und zugleich als Amendment der Constitution hinzugefügt hat. Daß die Oddfellows gegen das Saloonwesen Front machen, wird ihrer antichristlichen und staatsgefährlichen Verbindung neuen Hakt bei vielen „kirchlichen“ Americanern und bei den sogenannten ehrbaren Weltmenschen verschaffen.

F. B.

Junge Leute in der Kirche. Dr. Sglehart behauptet in der „Methodist Review“, daß der Kirchenbesuch der jungen Leute — er redet natürlich von den englischen Sectengemeinschaften — im Zunehmen begriffen sei. Zwar schwinde der puritanische Sonntag; vielmehr werde der Sonntag mehr und mehr als ein Tag der Erholung angesehen, an dem man Besuche und Ausfahrten mache. „Yet“ — fährt er fort — „young men do attend church, and in increasing numbers.“

F. B.

Gesetze. Die „National Divorce Reform League“ berichtete zu Anfang dieses Jahres (siehe „L. u. W.“, S. 87), New York habe die Heirath zwischen Onkel und Nichte und Tante und Nefse verboten. Auf weitere Erkundigung hin erklärt nun aber der Staatssecretär von New York, daß ein solches Gesetz nicht gemacht, auch nicht in Kraft sei.

F. B.

II. Ausland.

Die diesjährige 19. Synodalversammlung der sächsischen Freikirche fand, wie angekündigt, und zwar zum ersten Male in Hannover statt vom 17. bis 22. Juli, woran sich dann noch eine Pastoralconferenz am Vormittag des 23. anschloß. Außer wenigen durch besondere Umstände Verhinderten waren alle Synodale erschienen, und außerdem hatten wir die Freude, eine verhältnißmäßig große Anzahl von Gästen und Freunden gegenwärtig zu sehen. Erwähnt seien aus der Ehrw. Synode von Missouri, Ohio u. a. Staaten die Herren Professor Fürbringer, Missionar Mohn, Pastor Solbrig und Pastor Düver, aus Australien Herr Pastor Harms, aus der Hermannsburger Synode die Herren Pastoren Wetje, Meyer, Wöhling und Peters; außerdem waren noch manche Gemeindeglieder aus nah und fern anwesend. Von vielen Seiten gingen zugleich Grüße an die Synode ein, unter andern ein längeres von Herrn Pastor em. J. v. Brandt verfaßtes Schreiben der diesjährigen Versammlung des Minnesota- und Dakota-Districts der Missouri-synode, von welchem beschlossen wurde, es im Synodalbericht seinem wesentlichen Inhalte nach abdrucken zu lassen. Neu in die Synode aufgenommen wurden Herr Pastor J. Keldner in Franckenberg und Herr Lehrer Habe in Niederplanitz. Beim

Eröffnungsgottesdienst hielt der Ehrw. Herr Präses über Marc. 4, 26—29. die Predigt, welche, wie beschlossen, in der „Freikirche“ veröffentlicht werden soll. Hauptgegenstand der Verhandlungen war die Lehre von der weltlichen Obrigkeit auf Grund von Thesen, die Herr Pastor Hübener gestellt hatte. Wohl betrifft diese Lehre, ebenso wie die im vorigen Jahre behandelte Lehre vom Haus- und Ehestande, nicht unmittelbar unser Verhältniß zu Gott und unsere Seligkeit, sondern zunächst dies zeitliche Leben, ist aber dennoch eine an ihrem Orte gar nöthige und wichtige Lehre, die Gott selber in sein Wort gefaßt und uns darin geoffenbart hat. So haben wir auch davon zu halten, nicht was die bloße Vernunft lehrt, nicht was unser durch die Sünde verderbtes Herz meint, nicht was unser Gefühl sagt, sondern was in Gottes Wort geschrieben steht. Und das ist erstlich und vor allen Dingen, daß alle Obrigkeit von Gott ist, nicht bloß in dem Sinne, daß nach Gottes Willen überhaupt im Lande eine Obrigkeit sein soll, eine Regierung, eine Gewalt des Schwerts, sondern auch in dem Sinne, daß Gott es ist, der Könige, Fürsten und Regenten gibt und nimmt, einsetzt und absetzt, für Erhaltung der obrigkeitlichen Gewalt sorgt und diese Gewalt aushiebt, wem er will und wie er will. Denn er ist und bleibt doch allezeit der oberste Herr und Richter auf Erden, dessen Diener und Werkzeuge allein alle Obrigkeiten und obrigkeitliche Personen höchsten, hohen und niederen Standes sind, der sie auch alle in seiner Hand hat, ihre Herzen lenket wie Wasserbäche, und alle ihre Gedanken, Worte und Werke regieret nach seiner Allmacht. Gott ist es, der Friede im Lande gibt und durch treue Obrigkeit den Schutz der Unterthanen gegen äußere und innere Feinde handhabt, Gott ist es, der zur Strafe über die Sünde eines Volkes auch eine tyrannische, ungerechte Obrigkeit eine Zeit lang schalten und walten und allerlei Aenderungen der Obrigkeit geschehen läßt, ja Gott ist auch der oberste Kriegsherr, der den Fürsten den Muth nimmt, und den Sieg gibt, wem er will. Diese grundlegende Wahrheit von der göttlichen Stiftung der Obrigkeit und seiner allmächtigen, gerechten und allweisen Weltregierung auch im bürgerlichen Leben können wir, zumal in unserer Zeit, nicht genug betonen. Als Christen aber glauben wir, daß das alles im letzten Grunde dienen muß zu unserm Besten, zum Besten seiner Kirche und zum Bau seines ewigen Reiches. Wiewohl aber alle obrigkeitliche Gewalt von Gott ist, so ruht sie doch unter Menschen im letzten Grunde nicht bei einem besonderen, durch Natur und Herkunft bevorzugten Stande, sondern beim Volke. Denn nach dem vierten Gebote fließt alle Obrigkeit aus der Eltern Gewalt, und ohne den Gehorsam der Unterthanen ist überhaupt keine Obrigkeit möglich. Darum sehen wir, wie selbst einst im Volke Israel bei den Richtern und Königen, die Gott unmittelbar zu solchem Amte berief, doch auch die von Gott gewirkte Zustimmung des Volkes nöthig war und dasselbe an der Einsetzung der Regenten seinen Anteil hatte. Denn wohl sind die Obrigkeiten Gottes Diener, aber zugleich auch Diener des Volks, sie sind da nicht um ihrer selbst, sondern um der Unterthanen willen. Und auch diese in heutiger Zeit so vielfach verkannte, ja wohl gar aus Unverstand verabscheute Wahrheit von der Uebertragung der obrigkeitlichen Gewalt durch die Hausväter auf die Regierung müssen wir aufs ernstlichste betonen. Gottes Wort lehrt uns ferner, daß die Obrigkeit eine Ordnungsgewalt ist, daher auch ein jedes Land und Volk seine bestimmte Verfassung hat und haben muß, mag dieselbe nun monarchisch oder republicanisch, aristocratisch oder democratisch sein, überhaupt Gestalt und Namen haben, wie sie wolle. Ja, gerade auch solche Ordnung ist, freilich nicht unmittelbar, wohl aber mittelbar, von Gott für die Zeit, wo sie eben als Ordnung besteht, daher es kein Recht der Revolution gibt, weder von unten noch von oben, denn wer das Schwert nimmt, wird durchs Schwert umkommen. Endlich zeigt Gottes Wort auch in dieser Hinsicht einem jeden seine Pflicht,

Obrigkeit wie Unterthanen. Die Obrigkeit soll des Volkes Bestes und zeitliche Wohlfahrt mit allem Fleiße suchen; ihre Nichtschnur muß dabei, weil es sich eben um zeitliche Dinge handelt, die natürliche Gottesoffenbarung in Vernunft und Gewissen sein, sowie die bestehenden Gesetze, welche das ganze Verhältniß zwischen Obrigkeit und Unterthanen regeln. Letzere sind ihrer Obrigkeit herzliche Ehrfurcht, gewissenhafte Entrichtung der Abgaben, willigen Gehorsam (freilich nicht wider Gott) und treue Fürbitte schuldig, Gotte aber Dank für alles Gute, das er durch die Obrigkeit als seine Diener und Stellvertreter in irdischer Wohlfahrt ihnen zu Theil werden läßt. Nach diesen Hauptgesichtspunkten konnten wir, ohne uns in Einzelheiten oder Fragen der Politik zu verlieren, in Einigkeit des Glaubens und brüderlicher Liebe durch Gottes Gnade diese Lehre auf Grund der Schrift miteinander durchsprechen und kein Mißklang durfte unsere Verhandlungen stören. Dafür danken wir Gott und erkennen auch hieraus den großen Segen, den ein durch den Heiligen Geist gewirktes gemeinsames treues Festhalten am Worte Gottes in allen Stücken mit sich bringt. Möge der Segen dieser Verhandlungen auch durch den hoffentlich bald folgenden Synodalbericht mit seinen reichen und vielen Zeugnissen aus Luthers Schriften sich recht weit verbreiten zu Lehre, Ermahnung und Trost vieler Gewissen. Das ist gewiß der Wunsch aller Theilnehmer unserer Synode. Von geschäftlichen Gegenständen sei erwähnt eine durch die Verhältnisse geforderte Neuordnung unserer Unterstützungssache bezw. der Ausgaben unserer Synodalkasse. Bei der zuletzt stattfindenden Neuwahl der Beamten wurden alle bisherigen mit Ausnahme des Herrn Kassiers Ed. Meldner wiedergewählt. Letzterer, der lange Jahre mit großer Hingebung und Treue seines Amtes gewaltet, hatte dringend gewünscht, ferner dieser Arbeit enthoben zu sein. Die Synode konnte unter obwaltenden Umständen und unter Ausdruck des Dankes für die bisherigen Dienste nicht anders, als diesem Wunsche willfahren, und wählte zum Kassier Herrn Vorsteher H. Säuberlich in Dresden. Der Synodalsecretär H. Stallmann.

Ein kirchliches Curiosum. Das „Kirchenblatt“, das Organ der Breslauer Synode, enthält in No. 17 folgende „Bekanntmachung“: „In Ausführung der Beschlüsse, welche die hochwürdige Generalsynode betreffs des Verhältnisses unserer Kirche zur Leipziger Mission gefaßt hat (Synodal-Beschlüsse 856. 857), haben wir — unter Vorbehalt der uns ebendasselbst aufgetragenen Untersuchung hinsichtlich des hessischen Missionsvereins — an das hochwürdige Collegium der evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig das Ersuchen gerichtet, die beiden von der Generalsynode an dasselbe gerichteten Forderungen in brüderliche Erwägung zu nehmen und uns darüber eine Erklärung zu geben. Die Zusage, daß Geistliche der hessischen Provinzialkirche zu Festpredigern auf den Missionsfesten in Leipzig hinfort nicht mehr berufen werden sollen“, hat das Missions-Collegium betreffs der dem Marburger Missions-Verein angehörenden Geistlichen zwar nicht geben zu können geglaubt, zugleich aber erklärt, daß es als „eine heilige Pflicht erachte, bei der Wahl eines Festpredigers auf berechnigte kirchliche Wünsche und Bedenken alle thunliche Rücksicht zu nehmen“. Die zweite Forderung dagegen, daß die Missionare und andere Beamte der Leipziger Mission bei den Missionsfesten der hessischen landeskirchlichen Gemeinden nur als Berichterstatter, nicht aber als Prediger und also in solcher Form und Weise auftreten, daß der Unterschied deutlich hervortrete“, hat das Missions-Collegium, nachdem es aus dem von seinem Director über unsere Synodalverhandlungen erstatteten Bericht entnommen hat, daß und warum unsere Gemeinden Werth darauf legen müssen, in vollem Umfange erfüllt und die Zusage gegeben, es werde, die beurlaubten Missionare und die Missionsbeamten anweisen, bei Missionsfesten in Hessen keine Predigten zu übernehmen, sondern nur Missionsvorträge oder Berichte,

bei denen sie ohne Amtskleid auftreten'. In Erwägung nun, daß in den Verhandlungen der Generalsynode die zweite Forderung als die praktisch ungleich wichtigere hervortrat, in Erwägung ferner, daß auch in Betreff der Berufung von Festpredigern das Missions-Collegium es als seine heilige Pflicht erachtet, bei der Wahl eines Festpredigers auf berechnete Bedenken Rücksicht zu nehmen, womit in der Praxis unsern Bedenken Genüge geschieht, sehen wir — hierin übereinstimmend mit der Auffassung unserer diesjährigen Deputirten — in der Stellungnahme des Missions-Collegiums ein die Wünsche der Generalsynode im Wesentlichen befriedigendes Entgegenkommen, welches einerseits in dankenswerther Weise bezeugt, wie sehr es dem Missions-Collegium am Herzen liegt, daß — wie dasselbe betont — ‚unserer Kirche die Möglichkeit der weiteren Mitarbeit an dem gemeinsamen Glaubenswerk der äußerlich so sehr zerspalteten evangelisch-lutherischen Kirche erhalten bleibe‘, andererseits aber unsern bedrängten heftigen Gemeinden diejenige Beruhigung gewähren wird, deren sie bedurften. Breslau, den 2. August 1895. Das Ober-Kirchen-Collegium der evangelisch-lutherischen Kirche in Preußen. J. Nagel.“ — Also wenn ein Leipziger Missionar, der lutherisch sein will und soll, im Gebiet der unirten heftigen Provinzialkirche im Chorrock eine Missionspredigt halten würde, so wäre das nach dem Urtheil des Leipziger Missionscollegiums und des Breslauer Ober-Kirchen-Collegiums Kirchengemeinschaft mit der Union, die nicht zu gestatten ist. Wenn dagegen ein Leipziger Missionar in irgend einer unirten heftigen Gemeinde ohne Amtskleidung einen Missionsbericht oder Vortrag hält, so schließt dies nach der Meinung der beiden genannten Behörden keine Kirchengemeinschaft in sich. Mundus vult decipi.

G. St.

Der Fall Visco ist wieder ein Beweis dafür, wie die landeskirchlichen Regimente menschliche Ordnungen über Gottes Wort setzen und dadurch an der Zerstörung der Kirche arbeiten, die sie bewahren und zu erhalten suchen sollen. Der „Reichsbote“ berichtet darüber unterm 10. August folgendes: „Das Consistorium der Provinz Brandenburg hat bekanntlich den am Waisenhause in Nummelsburg amtierenden Geistlichen Heinrich Visco seines Amtes entsetzt, weil er dies nicht nach den Ordnungen der Kirche verwaltet habe. Prediger Visco hatte nämlich erklärt, sein Gewissen verbiete ihm, das Apostolicum im Gottesdienst zu bekennen. Sein Rechtsanwalt hatte in der Rechtfertigungsschrift vom 4. Februar darauf hingewiesen: ‚Der Angeklagte habe die Thatsache nicht als wahr anerkennen können, daß Jesus der Sohn der Jungfrau Maria sei. Es war ihm unmöglich, diese Thatsache am Altar zu bekennen. Sei es also eine Nothwendigkeit für einen Geistlichen der preussischen Landeskirche, die Lehren des Apostolicums zu glauben, so müsse dem Angeklagten ein Proceß wegen Irrlehre gemacht werden. Werde ihm aber nach Lage der Theologie von der Behörde gestattet, zu lehren, daß Jesus der Sohn des Joseph war, so könne die Behörde von ihm nicht die Recitation eines Bekenntnisses verlangen, von dessen Lehrinhalt in wichtigen Punkten sie den Geistlichen abzuweichen gestatte. Der Angeklagte habe sich aber nicht eines Ungehorsams gegen seine Behörde schuldig gemacht, als er sich weigerte, etwas zu thun, was seine vorgesetzte Behörde nicht von ihm hätte fordern dürfen.‘ Das Consistorium hatte diese Beweisführung nicht gelten lassen. Es läge kein Anlaß vor zu einem Verfahren wegen Irrlehre, ‚da amtlich nichts darüber bekannt geworden ist, daß der Angeklagte irgendwie eine von dem Glauben der evangelischen Kirche abweichende Lehre verkündet habe, auch in der unterlassenen Verlesung des Apostolicums allein eine Irrlehre nicht wohl gefunden werden konnte‘. Diese Haltung des Consistoriums wird in der ‚Vossischen Zeitung‘ einer scharfen Kritik unterzogen. Die Thatsache stehe fest, daß Visco gelehrt habe, Jesus sei der Sohn Josephs, nicht aber, wie

das Apostolicum lehre, „geboren von der Jungfrau Maria“; beides sei unvereinbar; sei das erstere, wie es nach der Erklärung des Consistoriums scheinen müsse, keine vom Glauben der evangelischen Kirche abweichende Lehre, so weiche eben das Apostolicum von ihr ab. Sei dies der Fall, so hätte die kirchliche Behörde den Prediger Lisco nicht wegen Pflichtverletzung absetzen dürfen, da sie ihn doch nicht zu einem Bekenntniß zwingen könne, das mit der Lehre der Kirche nicht harmonire. So ver falle das Consistorium in seiner „schwächlichen Halbheit“ dem „Spott und der Verurtheilung“ von Seiten der Evangelischen wie der Katholiken.“ — Der „Reichsbote“ versucht nun zwar diesen unwiderleglichen Beweisführungen der Ungläubigen dadurch zu begegnen, daß er sagt, dieselben verstünden das Wesen der Reformation gar nicht und würden laut über „Kreuzgerichte“ geschrieen haben, wenn das Consistorium Lisco wegen Irrlehre abgesetzt hätte. Darin hat er zwar recht, aber er muß doch auch sagen: „Ob dieses (das Consistorium), indem es die materielle Frage, ob Lisco von den Lehren der Kirche abweiche, ununtersucht ließ und sich auf den rein formalen Standpunkt stellte, zu prüfen, wie weit Lisco den Ordnungen der Kirche nicht gehorsam gewesen sei, — principiell richtig gehandelt hat, wollen wir nicht erörtern.“ Damit gibt er eigentlich zu, daß das Consistorium nicht richtig gehandelt hat. Und das muß jeder schriftgläubige Christ sehen. Denn nicht die Ordnung der Kirche, auch nicht die, daß im Gottesdienst das Apostolicum verlesen wird, sondern die göttliche Lehre ist es, wodurch die Kirche erbaut wird. Wenn ein Kirchenregiment einen Prediger, der offenbar die Grundlehren des Christenthums leugnet, nur dann absetzt, wenn er damit auch eine „Ordnung der Kirche“ übertritt, so setzt es nicht nur die von Menschen gemachten Ordnungen über Gottes Wort, sondern gibt auch Anlaß zur Heuchelei. Wenn ein Prediger, mag er immerhin das Apostolicum nicht glauben, sich nur dazu hergibt, es im Gottesdienst herzusagen, so gilt er für einen tadellosen Diener der Landeskirche. Ist das nicht entsetzlich? Und da wundert man sich noch, daß die Meinung im Volk verbreitet ist, die Pastoren redeten nur so, wie sie müßten, um des Brods willen, seien also Bauchpaffen. Sie werden ja durch solche Handlungsweise der Kirchenregimente gerade dazu erzogen. Daß aber die Kirchenregimente dieser formalen Behandlungsweise den Vorzug geben, hat — in der preußischen Union geradeso wie in der Leipziger Mission — seinen Grund lediglich darin, daß dieselben in der Lehre selbst vom Bekenntniß abirren und unter sich uneinig sind. Die dürfen deshalb Lehrfragen als solche gar nicht behandeln, um sich nicht bloßzustellen. Das ist aber ein Zustand, bei welchem die Pastoren und Gemeinden das Recht und die Pflicht haben, das Aufsichtsamt zurückzufordern und selbst in die Hand zu nehmen. (Freikirche.)

Aus Mecklenburg. Die Amtsenthebung des Pastor Müller ist nicht bloß wegen seiner schroffen Verurtheilung der mecklenburgischen Landeskirche geschehen, wie bisher verbreitet wurde, sondern auch wegen seiner Theilnahme an dem Verein für Leichenverbrennung in Berlin. In dem Erkenntniß heißt es: „Der Pastor Müller hat die Pflichten seines Amtes dadurch verletzt, daß er die Einladung des Feuerbestattungsvereins zum Vortrage in öffentlicher Versammlung angenommen hat, obwohl er nach den Statuten, wie aus der „Flamme“ wissen mußte, daß dieser nicht bestrebt war, christliche Interessen zu fördern, und ihm seiner eigenen Angabe nach auch sehr wohl bekannt war, daß der Verein Juden und Heiden zu seinen Mitgliedern zählte. Da er dies alles wissen mußte, so hätte er sich entweder Cautelen geben lassen, oder er hätte die Gelegenheit benutzen müssen, um vor Juden und Heiden von Christo Zeugniß abzulegen.“ Da Pastor Müller jetzt ohne Gehalt ist, hat der geschäftsführende Ausschuß des „Verbandes der deutschen Vereine für Reform des Bestattungswesens und facultative Feuerbestattung“ einen Aufruf zu

seiner Unterstützung erlassen. Innerhalb 14 Tagen sind 3678 Mark für den Gemaßregelten eingegangen. (M. C. L. R.)

Herrnhuter. Das Eindringen der modernen Theologie in der Brüdergemeinde und die seltsame Stellung, welche angesehene Brüder, wie der ehemalige Missionsdirector Burthardt, dazu einnahmen, haben in brüderischen Kreisen viel Schmerz erregt, was wir auch aus uns zugegangenen Privatmittheilungen entnehmen konnten. Nunmehr ist ein öffentliches Glaubenszeugniß aus der Mitte der Brüdergemeinde, unterzeichnet Otto Beck in Herrnhut, vom 16. August veröffentlicht worden, welches gegenüber dem offenen Brief der Brüderdirection und sonstigen Aeußerungen in der Herrnhuter Presse die alte Glaubensstellung zum Worte Gottes entschieden wahrh. Das Zeugniß hat eine Reihe von Unterschriften in Kleinwelke, Herrnhut, Niesky, Gnadenberg, Neusalz 2c. erhalten, welche bei Aug. Martin in Herrnhut einzusehen sind. Die Unterzeichner wollen in keiner Weise die Lehre von der wahren Gottheit und der wahren Menschheit Jesu den Umrissen der modernen Theologie überlassen. „Wir können jeden Versuch, die klaren Aussprüche der Evangelisten und Apostel, sowie die Selbstzeugnisse Jesu in irgend welcher abgeschwächten Form zu lehren oder durch schwankende Hypothesen der wechselnden theologischen Richtungen bei Seite zu setzen, nur als eine schwere Verirrung bezeichnen, indem damit die Glaubwürdigkeit der heiligen Schrift überhaupt in Frage gestellt, ja, theilweise geleugnet wird. Eine solche Verirrung ist um so gefährlicher, wenn sie unter dem Schein auftritt, den vom Sagenhaften und von jüdischen Ideen gereinigten wahren historischen Christus ans Licht zu stellen, oder unter dem Vorwand, daß es sich doch mehr um Aneignung des Heils als um die geschichtlichen Thatfachen handle, weil solche Lehren geeignet sind, wenn es möglich wäre, auch die Auserwählten zu blenden und irre zu führen (Matth. 24, 23. 24.).“ „Wir müssen es ferner als eine Verirrung bezeichnen, wenn die Wahrheit, daß Jesus in allem — ohne die Sünde — uns gleich ward, was sich auf sein Hungern, Dürsten, Leiden, Versuchtwerden 2c. bezieht, so gedeutet wird, als ob auch seine Aussprüche erst von der Kritik auf ihre Richtigkeit geprüft werden müßten, weil er in Manchem in jüdischen Ideen befangen gewesen wäre. In geistlichen und göttlichen Dingen sind uns die Aussprüche dessen, der wie niemand sonst sagen konnte: ‚Ich bin die Wahrheit‘ und ‚Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte nicht‘, durchaus oberste Norm und maßgebend.“ Am Schluß der Erklärung heißt es: „Aus voller Herzensüberzeugung und keineswegs aus blindem Festhalten an überlieferten Ideen und Lehrsätzen, und ebenso sehr aus zum Theil langjähriger Erfahrung auf der Mission oder daheim fühlen wir uns gedrungen, es auszusprechen, daß jedes Nachgeben in diesem Punkte unsere ganze Brüder-Unität und ihre Existenz in Frage stellen würde.“ (M. C. L. R.)

Die vierzehnte altkatholische Synode wurde in der Pfingstwoche unter dem Vorsitz des Bischof Meinkens in Bonn abgehalten. Nach dem auf der Synode erstatteten Bericht beträgt die Zahl der altkatholischen Geistlichen etwa 60. Auf Bayern treffen acht Geistliche, von denen fünf als Pfarrer wirken. Die Gesamtzahl der Altkatholiken in Bayern beträgt rund 3500. In Passau ist eine neue altkatholische Kirche erbaut worden, in welcher am 14. Juli zum ersten Mal Gottesdienst gehalten wurde. In Preußen gibt es 36, in Baden 37, in Hessen 3, im Ganzen über 90 altkatholische Gemeinden. An sehr vielen Orten wird der Gottesdienst in evangelischen Kirchen abgehalten. Der staatliche Zuschuß beträgt in Preußen 48,000, in Baden 24,000 Mark. (P. a. S.)

Römisches. Ein „Billet für die Reise in das Paradies“ wird in dem römischen Wallfahrtsort Gösweinstein bei Muggendorf in Mittelfranken an die Wallfahrer verkauft. Es ist charakteristisch für die Art römischer Unterweisung und Seelen-

führung und hat folgenden Inhalt: „Abfahrt: zu jeder Stunde. Ankunft: wenn es Gott will. I. Klasse (Eitzug) Unschuld und Märtyrertum oder Befolgung der evangelischen Räte Ordnung, Keuschheit und Gehorsam. II. Klasse (directer Zug) Buße, Gottvertrauen und treue Ausübung der guten Werke, Beten, Fasten und Almosengeben. III. Klasse (gewöhnlicher Zug) Haltung der Gebote Gottes und der Kirche und Erfüllung der Standespflichten. IV. Klasse (äußerst selten) Befeh- rung auf dem Sterbebette. Bemerkungen. 1. Retourbillets werden nicht ausge- geben. 2. Vergnügungszüge gehen nicht ab. 3. Kleine Kinder, die noch nicht den Gebrauch der Vernunft erlangt haben, zahlen nichts, wenn sie nur im Schooße der katholischen Kirche sich befinden. 4. Die Passagiere werden gebeten, kein anderes Reisegepäck mitzunehmen, als gute Werke, wenn sie nicht den Zug versäumen oder auf der vorletzten Station (Fegfeuer), wo jedes andere Gepäck abgelegt werden muß, einen unliebamen Aufenthalt nehmen wollen. 5. Auf der ganzen Strecke und an jeder Station werden Reisende aufgenommen. 6. Jedes Billet muß den Stempel der heiligmachenden Gnade tragen. 7. Jeder Reisende kann während der Fahrt von einer niederen in eine höhere Klasse aufsteigen, hingegen ist das Umsteigen in eine niedere Klasse als lebensgefährlich durchaus verboten.“ (A. G. L. R.) — Unter den römisch-katholischen Lehrern ist der kirchen- und christusfeindliche Liberalis- mus jüngst in bemerkenswerther Weise hervorgetreten. Nach einer bisher unwider- sprprochenen Nachricht hielt der junge Lehrer Adam in Würzburg einen Vortrag, worin er unter anderm sagte: Die Moral Jesu sei heute nicht mehr das Ideal (Vorbild) der Erziehung, sie sei die reinste Lazzaroni-, das ist, Bettler-Moral; mit der Lehre Jesu: „Sorget nicht für den andern Tag“ erziehe man Faulenzer und Taugenichtse, und wenn Jesus sagt: „Schlägt dich dein Feind auf die rechte Wange“ u., so sei das einfach lächerlich, heutzutage koste die Ohrfeige fünf Mark. Die liberale „Aug- sburger Abendzeitung“ meint den Redner gleichwohl in Schutz nehmen zu sollen, der eben ein „temperamentvoller“ Herr sei und es nicht so schlimm gemeint habe! Ob derselbe wohl auch Religionsunterricht zu geben hat? — In Lissabon, der Haupt- stadt Portugals, fand jüngst ein „internationaler Katholiken-Congreß“ statt. Einer der dabei gehaltenen Vorträge hatte folgenden Gegenstand: „Das römische Pabst- thum ist der mächtigste Hebel des Fortschrittes.“ Einige Kraftstellen daraus lau- teten: „Die Päbste sind immer tugendhaft und demüthig gewesen.“ „Ein einziges römisches Kloster hat mehr für die Civilisation gethan, als die Universitäten von Cambridge und Oxford (in England) zusammengenommen.“ „Das päbstliche Rom war die civilisirteste Stadt der Welt, da gab es keine Prostitution, keine Bettelei, keine Selbstmorde und keine Trunkenheit.“ Das Lügen gehört dort offenbar zum Handwerk; aber so dumm zu lügen, heißt, sein Handwerk schlecht verstehen.

(Freim.)

Der Rückgang des Peterspfennigs ist ein so stetiger, daß der Pabst eine beson- dere Commission einsetzte, die den Ursachen dieser Verminderung nachforschen sollte. Diese Commission hat gefunden, daß die „Gläubigen“ durch zu viele anderweitige Sammlungen für verschiedenartige kirchliche Zwecke in Anspruch genommen wür- den, und empfiehlt Verordnungen gegen diese Ablenkung der katholischen Geldquellen vom römischen Sammelbecken. Man meinte aber in der Rathgeberschaft des Pab- stes, solche Verordnungen würden böses Blut machen, und beschränkte sich auf den Beschluß, den Bischöfen die Sache ans Herz zu legen; namentlich daß sie darauf sähen, ob die betreffenden Sammlungen auch wirklich für den jeweilig angegebenen Zweck verwendet würden. Hieran scheint man demnach zweifeln zu müssen. Der Hauptgrund für den Rückgang des Peterpfennigs ist wohl der, daß den Gliedern der römischen Kirche mehr und mehr die Nothwendigkeit und Nützlichkeit dieser

Sammlung für den Papst, des Peterspfennigs, zweifelhaft wird, und zwar je näher dem Sitze des Papstes, um so mehr. Betrug doch vor einigen Jahren die ganze Summe dieses „Pfennigs“, welche in Rom selbst einging, nur 320 Mark, das macht auf jede der 400 Kirchen Roms 80 Pfennig. Die Bewohner Roms wissen eben besser als z. B. die Deutschen, wie viele Millionen der Papst alljährlich an Zinsen aus seinem ungeheuren, in der englischen Bank (in London) angelegten Vermögen bezieht. (Freif.)

Rom und Volksbildung. Die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“ berichtet: Wie wenig die katholische Kirche da, wo sie die unbeschränkte Herrschaft hat, für die Volksbildung thut, zeigt sich in Portugal. Das Königreich hat etwas über fünf Millionen Einwohner. Von diesen können vierfünftel weder lesen noch schreiben. In der Hauptstadt Lissabon sind von je drei Bewohnern zwei des Lesens und Schreibens untundig. Solche Zahlen reden.

Die Marienberehrung in der Gzegefe. In einer katholischen Bibelübersetzung, die soeben in Paris erschienen ist, findet sich zu Marc. 16, 9.: „Jesus aber, der auferstanden war frühe am ersten Tage der Woche, erschien er am ersten der Maria Magdalena“ folgende Anmerkung: „Wiewohl unser Evangelium nichts davon sagt, ist es selbstverständlich, daß Jesus Christus zuerst seiner göttlichen Mutter erscheinen mußte.“ Ein neuer Beweis für die Unbefangenheit, mit welcher der Romanismus die heilige Schrift behandelt.

Römische Schmerzen in Italien. Die „Deutsche Ev. Kirchenzeitung“ berichtet: Der katholische Priester und Professor Miraglia, ein geborner Sicilianer, hielt im Mai dieses Jahres die Marienpredigten in der Kirche San Sacrinio in Piacenza. In diesen trug er sehr vorgeschrittene, von den Lehrern der Kirche sich beträchtlich entfernende Meinungen vor und wagte sogar die Gedanken eines Savonarola zu vertheidigen. Natürlich zogen ihn die höheren kirchlichen Behörden deshalb zur Rechenschaft, aber der Professor kümmerte sich nicht darum. Er nahm vielmehr, da er zu gleicher Zeit anonyme Drohbriefe erhalten hatte, daraus Anlaß, von der Kanzel aus sich an „diesen Priestern“, denn solche hielt er für die Verfasser und Absender jener Briefe, zu rächen, welche auf ihn neidisch wären. Der Fall wurde noch verwickelter, als ihm nach dem Marienmonat das Predigen in der Kirche San Francesco verboten wurde, denn nun setzten seine Freunde öffentliche Kundgebungen ins Werk, hielten Versammlungen ab und das Bild des rebellischen Priesters wurde in Tausenden von Exemplaren verkauft zc. Durch diese Erfolge ermuthigt, ging Miraglia noch einen Schritt weiter: er verklagte einige Priester, weil sie ihn thätlich beleidigt hätten, vor dem Strafgericht. Der Bischof forderte ihn auf, seinen Strafantrag zurückzuziehen und unter allen Umständen sich an den kirchlichen Richterstuhl zu wenden — Miraglia weigerte sich und gründete ein Blatt mit dem Namen „Hieronymus Savonarola“, in welchem er die Heiligkeit des Mönches von Ferrara vertheidigte. Da schleuderte der Bischof gegen Miraglia sowie gegen die Verbreiter und Leser des von ihm begründeten Blattes den Bann und wies die Geistlichen seines Sprengels an, dies in ihren Kirchen den Gemeinden bekannt zu machen. Darauf erklärte Miraglia seinerseits, daß er den Bischof wegen öffentlicher Beschimpfung verklagen werde und mit ihm alle Priester, welche das bischöfliche Schreiben in ihren Kirchen verlesen hätten. Nunmehr hat der Cardinal Rampolla an den Priester Miraglia ein Schreiben gerichtet, in welchem er demselben im Namen des Papstes befiehlt, jegliche Klage bei den weltlichen Gerichten zurückzuziehen und sich statt dessen, wenn er es für nöthig hält, an den kirchlichen Gerichtshof zu wenden. Außerdem soll er von der Redaction des „Savonarola“ zurücktreten. Man kann gespannt sein, wie dieser Sturm im Wasserglase verlaufen wird. Der Ausgang

wird wohl der Rückzug des Priesters Miraglia sein, und bald wird man von ihm hören, daß er „sich löblich unterworfen hat“ (laudabiliter se subiecit), wie schon so mancher italienische Priester vor ihm.

Crispi und das Papstthum. Die Rede, welche der italienische Ministerpräsident am Garibaldidenkmal gehalten hat, ist ein wunderliches Gemisch von Schmeichelei und Drohung. Beides wird bei dem Papst schwerlich viel versangen. Die Rede ist auch wohl nicht auf den Papst, sondern nur auf das italienische Volk berechnet. Crispi sagte nach uns vorliegenden Zeitungsberichten: „Der Gedenktag vom 20. September 1870 (Einzug der italienischen Armee in Rom) kann nicht besser gefeiert werden, als durch die Enthüllung des Denkmals Garibaldis, des treuen und ergebenden Freundes Victor Emanuels in Rom. . . Die Feinde der Einheit Italiens möchten das heutige Fest als eine gegen den Papst gerichtete Beleidigung hinstellen; aber der gesunde Sinn des Volkes weist diese Deutung zurück. Sie alle wissen, daß das Christenthum seiner göttlichen Natur nach zu seiner Existenz der Unterstützung der Kanonen nicht bedarf.“ (Diese und alle folgende Belehrungen über die Natur des Christenthums und über das Verhältniß von Kirche und Staat wird sich der Papst verbitten. L. u. W.) Nachdem Redner diesen Gedanken weiter ausgeführt hatte, fuhr er fort: „In der That verlangen unsere Gegner die Wiederherstellung der weltlichen Macht des Heiligen Stuhles, nicht zum Schutze des Ansehens der Religion, sondern aus menschlichen Gründen. Sie überlegen nicht, daß ein weltlicher Fürst nicht heilig und nicht unfehlbar sein könne. (Ein „geistlicher“ aber auch nicht. L. u. W.) Die durch die Staatsraison als berechtigt erscheinenden materiellen Waffen und gesetzlichen Zwangsmaßregeln stören den Frieden der Seele des Halbgottes (!) und rauben ihm sein Ansehen und ersticken jedes Gefühl der Verehrung für den Statthalter Christi auf Erden, der eingesetzt ist, um den Frieden zu predigen und die Kinder Adams durch Gebete und Ablass zu entschuldigen. Die Religion ist und soll keine staatliche Function sein. In keinem Staate genoß die katholische Kirche eine solche Freiheit und gesetzliche Achtung wie in Italien, das allein unter den Nationen das Beispiel gab, auf alle Befugnisse in kirchlichen Angelegenheiten zu verzichten.“ Nach ausführlicher Begründung dieses Ausspruches bemerkte der Ministerpräsident weiter: „Die von uns verbürgte Geistesfreiheit soll eine Festung sein, in welcher der Papst sich einschließen soll (er will aber nicht, daher der Jammer über den „armen Gefangenen“. L. u. W.) und in welcher er nicht angegriffen werden kann. In diesem Sinne regiert er derart, daß alle Mächte der Erde ihn beneiden können. Auch die protestantischen Herrscher, ja selbst diejenigen, welche nicht an Christus glauben, beugen sich vor ihm und nehmen sein Urtheil achtungsvoll auf.“ (Daran ist leider! etwas Wahres. L. u. W.) „Durch das Maigesetz von 1871 hat Italiens Genie das Problem gelöst, das zu andern Zeiten unlösbar erschienen war. Dem Papste wurde innerhalb des Kreises seines Priesteramtes unbeschränkte Freiheit gesichert, so daß er nur Gott über sich hat und keinerlei menschliche Gewalt an ihn heranreichen kann. Als weltlicher Fürst hätte der Papst eine geringere Autorität, weil er allen übrigen Fürsten nachgestellt wäre und nicht deren erster sein könnte. Alle würden mit ihm kämpfen, wie sie durch Jahrhunderte zum Schaden des Glaubens gekämpft haben. Die geistliche Autorität des unabhängigen Herrschers, zu dem man ihn gemacht, überragt alle. In ihr liegt seine Macht. Die katholische Macht sollte eher für den dem römischen Pontificate erwiesenen Dienst dankbar sein. Nach 1870 vermochte Pius gegen Bismarck zu kämpfen und ihn fühlen zu lassen, wie groß die Macht der geistlichen Waffen sei. Alles dies ist unser Werk, das Werk des Parlaments, des Königs. Ich sage sogar, daß es in Erfüllung des Willens Gottes geschah, wie es des Höchsten Wille war,

daß Italien zu seiner Einheit gelange. (Auf die Belehrung folgt nun die Drohung. L. u. W.) Wir müssen mit Bedauern sagen, daß es nicht an Vermessenen mangelt, welche in Widerspruch mit den ewigen Gesetzen sich Gott widersetzen. Es sind diejenigen, die sich seine Diener nennen. Allein sie werden nicht die Oberhand gewinnen, denn Italien ist sehr stark und seiner zu sehr sicher, als daß es die Anstrengungen der Rebellion fürchten müßte. Sie werden nicht die Oberhand gewinnen, vielleicht aber klug werden. Die Diener des Cultus wissen, daß sie unverkündet sind, solange sie innerhalb des Rechtskreises bleiben. Sie wissen, daß wenn sie Rebellion gegen die Gesetze predigen, ihr Werk den Anarchisten nützen würde, welche Gott und König verleugnen. Dieses Werk könnte nicht unbestraft bleiben. Stören wir nicht diese Feier, zu der ganz Italien herbeigeströmt ist. Dieser nationale Jubel soll uns an die Pflicht erinnern, die moralischen Siege zu vertheidigen, welche durch lange Jahre der Opfer errungen wurden und welche wir späteren Generationen intact übergeben müssen. Dieses Denkmal konnte zu keinem andern Zwecke errichtet werden, als dem, uns die Pflicht zu weisen, die uns von der Vergangenheit auferlegt ist. Es lebe der König! Es lebe Italien!“ Es wird berichtet, daß die italienischen „Liberalen“ diese Rede für ein diplomatisches Meisterstück halten. Vom Gesichtspunkt der Diplomatie aus muß sie auch beurtheilt werden. In Wirklichkeit ist die Verehrung Crispi's für den Papst schwerlich sehr groß.

F. P.

Aus Italien. Ein neuer Apostel hat eine Art von Mormonenthum in einer von ihm gegründeten Colonie bei Syracus eingeführt; täglich strömen ihm Anhänger, Männer wie Frauen, aus den Gemeinden Chiaramonte, Licordia, Montecorosso und Ragusa zu. Weiber und Männer stellen sich ohne irgendwelche Vergütung freudig in seinen Dienst, arbeiten opferwillig für ihn und betheuern jedem, der sie darum befragt, daß sie bereit sind, für den „neuen Christus“ in den Tod zu gehen. Der Erzbischof von Syracus, Monsignore La Vechia, hat den „Apostel“, sowie die Anhänger seiner Colonie bereits excommunicirt; allein diese nehmen keinerlei Notiz von dem Bannfluch. Riggio Sebastiano, der als Ziegenhirt auch unter dem Spitznamen „latti di picuru“ (latti di pecora, Ziegenmilch) bekannt war, erklärt, daß er berufen sei zur Verkündigung einer neuen Lehre, die sich über ganz Sicilien verbreiten werde; seine Formel lautet: „Im Namen des Glaubens Gemeinschaft des Erdreichs und des Weibes.“ Und dieses auf Wohlleben begründete Evangelium findet einen so großen Anhang, daß die Behörden von Syracus, denen es bisher nicht gelungen, sich des neuen Apostels und seiner Schaar zu bemächtigen, sich bereits um Beistand an die Regierung gewendet haben. (M. E. L. R.)

Aus England. Die Tagesziffer der Selbstmorde in London ist jetzt bei zehn angelangt. Die Hälfte der Selbstmörder und Selbstmörderinnen gehört dem jugendlichen Alter an und hat das 18. Lebensjahr noch nicht überschritten. Selbst Kinder von 10—13 Jahren stehen in der Liste. Die erschreckend starke Betheiligung der Jugend an den Selbstmorden wird auch in London auf die mit Schundromanen vergiftete Phantasie der Kinder und jungen Leute erklärt. Die sensationellen und überspannten Pennynovellen bilden eine ganze Literatur für sich und werden von jungen Burschen und Mädchen förmlich verschlungen. Die Verwilderung der Jugend nimmt in so rapider Weise überhand, daß man die einzelnen Fälle, welche die Tagespresse fast täglich berichtet, nicht mehr notiren kann. Ein neuerlicher Fall aber, welcher in dem Londoner Bezirk Plaistow sich abspielte, erscheint um seiner Entsetzlichkeit willen als ein Zeichen der Zeit mittheilenswerth. Dort ermordeten zwei Knaben im Alter von 12 und 13 Jahren Namens Robert und Nathaniel Coombs

ihre eigene Mutter. Der ältere der beiden Jungen arbeitet bei einem Plattirer, während der jüngere noch die Schule besucht. Die Mutter hatte den letzteren gezüchtigt, weil er Eßwaaren gestohlen hatte. Der Knabe erklärte seinem Bruder darauf, daß er seine Mutter erdolchen würde. „Freilich“, setzte er hinzu, „Robert, ich kann es nicht thun, aber wenn ich zweimal huste, thue, du es.“ Die Mutter schlief, als Robert wirklich die grausige That vollführte. Die Jungen gingen darauf wohlgemuth nach Lords Cricket Platz. Das nöthige Geld verschafften sie sich, indem sie die Uhr ihres nach Liverpool verreisten Vaters versetzten. Bei seiner Verhaftung gab Robert zu, daß er seine Mutter ermordet habe. Das große Messer, mit dem der Mord verübt wurde, hatten die Knaben am letzten Sonnabend-Abend gekauft. Ehe der Ältere es seiner Mutter ins Herz stieß, versetzte er ihr mit einem Hammer einen Schlag auf den Schädel. Die Nachbarn sagen, daß die Ermordete durchaus keine schlechte Mutter gewesen sei. (N. G. L. R.)

Aus Japan. Eine große japanische Zeitung schrieb kürzlich: „Die 40 Millionen Einwohner unsers Vaterlandes stehen heute auf einer höheren Stufe der Sittlichkeit als je zuvor. Es gibt wohl keinen Knaben und Mädchen mehr im ganzen Lande, dem die Lehre von der Ein-Ehe nicht bekannt wäre. Unsere Begriffe von Treue und Gehorsam sind reiner als früher. Und forschen wir nach der Ursache dieses großen Fortschritts, so können wir sie in nichts anderem finden, als in der Jesu-Religion.“ (P. a. S.)

Eine völlige Umwandlung der äußeren Verhältnisse in Palästina scheint die Eisenbahn zu bewirken, wenn man den Zeitungsberichten glauben darf. Der „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ wird aus Palästina geschrieben: Die seit dem September 1892 in Betrieb gesetzte Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem hat die Bevölkerung beider Städte schon stark vermehrt, Jaffa hat sich fast in seiner Einwohnerzahl verdoppelt und zählt jetzt über 30,000 Seelen, Jerusalem über 60,000 Seelen. In Jerusalem ist ein ganz neues, vornehmeres Viertel entstanden, das, wie durchweg bei Großstädten, im Westen der Stadt liegt, in dem einzelne wie Gesellschaften jeden Fuß Erde mit schwerem Geld aufwiegen müssen. Jaffa befindet sich in ähnlichem Aufschwung, der allerdings durch den Mangel eines guten Hafens etwas beeinträchtigt wird. Die Bahn selbst erfreut sich eines regen Personenverkehrs, sie befördert jährlich über 40,000 Personen, einschließlich der Pilger, die besonders von Rußland auf diesem Wege nach den heiligen Stätten wallfahrten. Der Güterverkehr dient zunächst den örtlichen Bedürfnissen, soll aber auch später dem Welthandel zu Statten kommen. Die Stadt Jaffa erhält durch die Bahn Baumaterial vom Gebirge, das sie bisher auf weiteren Wegen von Plätzen der syrischen Küste beziehen mußte. In näherer und weiterer Umgebung der Bahn hat die Aussicht auf leichteren Absatz eine Hebung des Ackerbaues hervorgerufen. Besonders ist durch sie der Handel mit Apfelsinen von Jaffa gefördert und mit Gegenständen aus Olivenholz und mit Olivenöl. Von größter Bedeutung ist aber die Verlängerung der Bahn über Jerusalem bis zum Todten Meer, einer Strecke, die gegenwärtig schon fast vollendet ist. Eine Gesellschaft ist jetzt schon damit beschäftigt, das Erdöl, das auf der Oberfläche des Todten Meeres schwimmt, abzuschöpfen und auszuführen. Sie hat zu diesem Zweck Segelschiffe mit der Bahn bis Jerusalem, von da zu Wagen zum Jordan schaffen lassen, von wo sie aufs Todte Meer fahren.